



## Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online

**Danskernes Historie Online** er Danmarks største digitaliseringsprojekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

### Støt vores arbejde – Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her:

<https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat>

### Ophavsret

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

### Links

Slægtsforskeres Bibliotek: <https://slaegtsbibliotek.dk>

Danske Slægtsforskere: <https://slaegt.dk>

KARL SCHEFFLER

# BISMARCK

EINE STUDIE

# B I S M A R C K

EINE STUDIE  
VON  
KARL SCHEFFLER

★



1919

---

IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

## VORWORT

**D**iese Studie über den größten deutschen Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts ist in den Tagen niedergeschrieben worden, als das Lebenswerk eben dieses Staatsmannes, das deutsche Kaiserreich, zusammenbrach: im letzten Viertel des Jahres 1918. Aber sie ist nicht eine Frucht der Revolution. Der Plan dieser Arbeit ist schon im Jahre 1912 gefaßt, die Vorarbeiten sind damals genau im selben Geiste schon begonnen, der Vertrag mit dem Insel-Verlag ist im Februar 1914 geschlossen worden. Ursprünglich war die Studie gedacht als ein Beitrag zur Feier des hundertsten Geburtstags Bismarcks am 1. April 1915. Dieser Termin ist nicht eingehalten worden, weil mir die Veröffentlichung der folgenden Gedanken im Anfang des Krieges nicht passend erschien. Jetzt glaube ich die Zeit aber gekommen. Denn wenn wir untersuchen, was unser Land in diese ungeheure Verwirrung gebracht hat, sehen wir, daß es nicht zuletzt eine falsche Auffassung von Bismarck und von seiner Politik ist. Die Zeit ist da, wo die Persönlichkeit und ihr Werk aus größerer Entfernung gewertet werden müssen. Um so mehr, als die immer mehr anschwellende Bismarckliteratur einen Standpunkt kritischer Prüfung kaum schon gefunden hat. Die vorliegenden selbständigen Arbeiten über Bismarck sind entweder Erzeugnisse unselbständiger Tatsachenvermehrung oder unbedingter Verherrlicher. Es gibt noch kein Buch, worin dieser merkwürdige und bedeutende Mann wirklich von innen heraus begriffen und dargestellt ist. Die Bismarckliteratur steht noch ganz im Schatten der Taten. Es ist aber Zeit, aus diesem Schat-

ten hervorzutreten. Die Ereignisse erleichtern es jetzt. Und Bismarck selbst kann lehren, welche Urteils-methode ihm gegenüber anzuwenden ist; denn er war in jedem Fall für die richtige Beurteilung der Menschen und der Dinge, er war überzeugt, daß diese Richtigkeit im Rang höher steht als ein guter Wille ohne rechte Einsicht.

Ich fühle, wie gefährlich diese Forderung meiner kleinen Arbeit werden kann. Denn der Leser wird sie auf den folgenden Seiten erfüllt glauben. Er erwarte es nicht. Dieses ist nur die Studie eines für geschichtliche Arbeit nicht wohl Ausgerüsteten, der die Gewohnheit hat, schreibend sich selber über Menschen und Dinge, deren Wertung konventionell geworden ist, Klarheit zu verschaffen und seinen Leserkreis an diesem Vorgang teilnehmen zu lassen; es handelt sich hier nur um einen Versuch, aus dem verwirrend Vielfachen eines reichen Lebens etwas Einfaches zu lösen und die Blicke auf einen einzigen Punkt, allerdings auf einen wichtigen Lebenspunkt, wie ich meine, hinzulenken. Das abschließende Buch über Bismarck wird eines Tages ein Historiker schreiben, der mit geschichtlichen Tatsachen frei zu bauen versteht und der zugleich ein großer Seelenkenner ist. Bis dahin wird noch manches Jahr vergehen. Denn die Entfernung muß noch größer werden, und die Zeitbewegungen müssen sich erst wieder beruhigen. Inzwischen ruht aber nicht der Trieb, sich mit dieser Gestalt, die unserm politischen Leben so viel bedeutet hat, die uns allen zum Schicksal geworden ist, auseinanderzusetzen. Ja, dieser Trieb wird zu einer Art von sittlichem Zwang. Es wird zu einer Gewissensfrage für jeden, wie weit wir mit Bis-

marck innerlich und auch politisch noch gehen dürfen und auf welchem Punkte wir uns von ihm abwenden müssen. Das Verhältnis zu Bismarck wird unversehens zu einer Weltanschauungsfrage.

Diese Studie fordert den Leser auf, von den dargebotenen Gedanken aus tiefer in das merkwürdige Leben Bismarcks einzudringen, sich dabei frei zu machen von hergebrachter Schätzung und zugleich in Verwunderung zu geraten über den Schöpfungswillen Gottes, der in den Menschen unaufhörlich die Kräfte so mischt, daß die Wahrheit aus dem Irrtum und der Irrtum wieder aus der Wahrheit hervorgeht, daß die Kraft zur Schwäche und die Schwäche zur Kraft wird.

Dezember 1918.

Karl Scheffler.

**I**n der Schätzung Bismarcks ist ein unlöslicher Widerspruch. Dieser Staatsmann steht da als der vornehmste Träger des nationalen Ruhmes im letzten Jahrhundert, und doch ist er nicht eigentlich in jedem Augenblick lebendig unter uns; seine Gestalt ist wie ein Symbol, doch war das Symbol schon konventionell im Augenblick des Entstehens. Das Geschlecht, dem die beiden letzten Jahrzehnte gehört haben, stand der Persönlichkeit Bismarcks unverkennbar gleichgültig gegenüber, obwohl es den Namen mit großer Bewunderung aussprach. Und noch weniger weiß die Jugend, die der Krieg politisch mündig gemacht hat, mit Bismarck anzufangen. Man darf sagen, daß der Gründer des Kaiserreichs allen denen, die als Reichsdeutsche schon geboren worden sind, nicht mehr recht vertraut war. Ihnen war er eine Autorität, die sie verehrten, ohne sich viel dabei zu denken. Wahrhaft volkstümlich, in der Liebe sowohl wie im Haß, ist Bismarck eigentlich nur dem Geschlecht gewesen, das mit ihm gelebt hat, dessen Lebensinteressen unmittelbar von seiner Politik berührt worden sind, dessen Hoffnungen und Wünsche er verwirklicht oder zu vernichten versucht hat, das er gefördert oder gehemmt hat, dem er wie ein Freund oder Feind erschienen ist, und das in ihm den wichtigsten Vollstrecker der jeden einzelnen fühlbar berührenden Zeitaufgaben oder einen gewalttätigen Gegner notwendiger sozialer Entwicklungen gesehen hat. So aufregend Bismarcks Taten und Worte auf das Geschlecht der Väter aber gewirkt haben, so ruhig sehen die Söhne nun die Gestalt schon im Lichte des Geschichtlichen. Den

Heutigen ist es, als seien sie weit schon von diesem Mann entfernt, nicht sowohl äußerlich wie innerlich. Es ist bezeichnend, daß der Name Bismarck in den politischen und sozialen Erörterungen der letzten Jahrzehnte nur selten gehört wurde, und es ist auffallend, wie wenig er im Kriege genannt worden ist. Was das sagen will, wird verständlich, wenn man bedenkt, wie leidenschaftlich in den letzten Jahrzehnten und Jahren politisch gekämpft worden ist und wie in den Debatten immer die Rede war von der Zukunft des Reichs, also von der Zukunft dessen, was als das eigenste Werk Bismarcks gilt, wenn man bedenkt, daß in einem Krieg, der der Kampf einer ganzen Welt gegen die politische Hauptschöpfung dieses Staatsmannes war, Bismarcks Gestalt mehr verblaßt als hervorgetreten ist, daß also der Gründer des Reichs ausgeschaltet erscheint bei der Schicksalsbestimmung des vor allem von ihm Geschaffenen. In den Zeitungen ist der Name freilich nicht selten zu lesen, doch wird er nur herüber und hinüber geworfen, um hier eine Beweisführung zu stützen oder dort eine ornamentale Wirkung zu üben. Und nicht viel anders ist es in den Parlamenten. Die Konservativen sind noch heute dem Toten gegenüber so zurückhaltend, wie sie es nach 1871 dem Lebenden gegenüber wurden, den sie für einen Abtrünnigen, wenn nicht gar Entarteten hielten; das Zentrum trägt dem protestantischen Märker, der dem Reiche eine preußisch protestantische Prägung zu geben gewußt hat, alten Groll aus den Tagen des Kulturkampfes nach; und die Achtung, womit Bismarcks Name von den Liberalen ausgesprochen wird, beweist nicht, daß diese einst von Bismarck Mißhandelten sich als Erben seiner

Politik betrachten, sondern nur, daß sie seine Autorität und seine Aussprüche bei ihrer Oppositionspolitik, früher nach rechts, augenblicklich nach links, gut brauchen können. Eine lebendig fortwirkende Kraft hat Bismarcks Persönlichkeit und Politik weder im Volke noch in den Parteien. Der Name umschreibt mehr eine bestimmte Masse geschichtlich gewordener Tatsachen, als ein menschlich politisches Lebensproblem, das immer wieder neu wirkt und in jedem Geschlecht aufs neue Teilnahme weckt.

Man darf sich nicht täuschen lassen von dem Pathos, womit kurz vor dem Kriege an vielen Orten im Reich Bismarckdenkmale in drohend monumentalen Formen errichtet oder in noch größerem Umfange geplant worden sind. Man darf sich nicht täuschen lassen von den Versuchen, die Gestalt ins Übermenschliche zu erhöhen, sie ins geheimnisvoll Heroische gewaltsam hineinzuzwingen und ihr gegenüber von „germanischer Reckenhaftigkeit“, von „Siegfried“ oder „Hagen“ zu sprechen. Und man darf sich auch nicht täuschen lassen von dem Eifer, womit an nationalen Feiertagen ein Teil der studentischen Jugend zu den Bismarcksäulen hinaufzog, um, beim Schein von Opferflammen, patriotische Gelübde abzulegen. Das alles sprach mehr gegen ein lebendiges Verhältnis als dafür. Die Bismarckdenkmale aus der Zeit vor 1914 gelten gar nicht der großen Persönlichkeit, es sind vielmehr allgemein gedachte Nationaldenkmale, die sich eines gegebenen Namens bedienen. Ein Beweis dafür ist, daß einem in der Vorstellung die Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmale, wie sie sich auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalica oder am Rhein bei Koblenz erheben, mit den Bis-

marcksäulen, die auf Anhöhen in der Nähe vieler großer Städte errichtet worden sind, oder mit dem Bismarck-Nationaldenkmal, das auf der Elisenhöhe am Rhein, gegenüber der Germania, geplant war, durcheinandergehen. Alle diese Denkmale, welchen Namen sie auch tragen, sind in gleicher Weise Monumente des Reichsgedankens, es sind steinerne Plakate der neuen Reichsmacht und Zeugnisse eines be rauschten Großmachtgefühls. Sie alle haben etwas Unpersönliches und streben vom Persönlichen fort dem Symbol zu. Darum sind sie auch durchweg architektonisch betont und nicht skulptural. Das Allgemeine kann nur durch etwas Allgemeines ausgedrückt werden. Daß Bismarcks Gestalt aber im Allgemeinen so bald schon aufgeht, daß die Ehrung nicht eigentlich der großen Persönlichkeit gilt, sondern mehr dem überraschenden, dem die Deutschen selbst überraschenden Machtzuwachs, den Industrie- und Weltwirtschaftserfolgen, den Weltmacherfolgen in den Jahren zwischen 1870 und 1914, daß das Persönliche so bald im Symbolischen sich verflüchtigt: dieses alles ist für das Wesen Bismarcks bezeichnend. Eine solche Ehrung beweist, daß das Verhältnis des Volkes zu seinem „Nationalheros“ nicht unbefangenen menschlich ist. Wenn eine Gestalt, die viele der Lebenden noch mit Augen gesehen haben, schon symbolisch, wenn sie gar schon mystisch genommen wird, so ist bewiesen, daß die Menschen damit nichts mehr anzufangen wissen. Große Männer sind immer in dem Maße lebendig, wie sie jedem einzelnen, bei allem Denken und Tun, über die Schulter blicken. Mit Bismarck ist es nun so, daß die Bedeutung des von ihm, oder doch des unter seiner Verantwortung Geschaf-

fenen deutlich gefühlt wird, daß aber ein unmittelbar menschliches Verhältnis nicht mehr vorhanden ist, seit Liebe und Haß der zweckvoll an seiner Politik Beteiligten verrauscht sind. In solchem Dilemma wird die Verehrung immer abstrakt, hergebracht und unpersönlich. Damit stimmt auch überein, daß die Nation als Ganzes von den Bewegungen zugunsten der Bismarckdenkmale kaum berührt worden ist. Immer waren es kleine Kreise von ehrgeizigen, lauten Pathetikern, die die Unternehmungen ins Werk gesetzt haben. Selbst die Bismarcksäulen sind nicht eigentlich volkstümlich; sie sind nicht einmal der ganzen Studentenschaft wichtig. Sie stehen da wie Pflichtdenkmale eines Volkes, das die große Geste und ein lautes Selbstbewußtsein einige Jahrzehnte lang für Zeichen von Charakter gehalten hat.

Dieses kühle, ja gleichgültige Verhältnis des Volkes zu Bismarck, das selbst noch aus den gewaltsamen Ehrungen spricht, darf nun in keiner Weise verurteilt werden. Da es sich um ein ganzes Volk handelt, kann nicht böser Wille im Spiel sein. Es muß vielmehr Notwendigkeit darin sein, es spricht ein Instinkt. Diesem Instinkt aber gilt es nachzuspüren. Er ist das Wirklichste und Gewisseste, was wir haben, wenn wir unser Volk verstehen wollen. Das Volk als Ganzes irrt fast immer, wenn es unmittelbar die Mitlebenden beurteilt, wenn es am Handeln der Persönlichkeit zweckvoll beteiligt ist; es hat aber fast immer den rechten Instinkt, es zeigt sogar Weisheit, wenn es aus der Entfernung urteilt, nicht mehr am Ausgang unmittelbar interessiert ist und naiv durch seine Schätzung aussagt, was ein großer Mann ihm dauernd

ist. Darum ist es wichtig, sich klarzumachen, warum das Volk im Innersten mit Gleichgültigkeit Bismarck gegenübersteht, in welchen Eigenschaften dieses großen Staatsmannes die Ursachen liegen für eine solche Gleichgültigkeit, während anderseits gewisse Volkskreise die Gestalt ins Mystische zu erheben trachten.

Dem ersten Blick mag die Annahme seltsam erscheinen, die Ursachen für die Gleichgültigkeit gegenüber Bismarck lägen im Wesen dieses Mannes, wo doch für ihn seine bedeutenden Taten zeugen, Taten, auf deren Boden Millionen deutscher Menschen das Haus eines persönlichen Glücks errichtet haben. Es mag scheinen, als müsse einfache Dankbarkeit den Namen und das Werk Bismarcks volkstümlich erhalten. Dagegen ist zu sagen, daß auf Grund eines Dankbarkeitsgefühls noch nie ein großer Mann volkstümlich geworden ist. Dankbarkeit kann es im Leben der Völker nicht geben, weil jede Nation nach vorwärts lebt und nie rückwärts blickt, es sei denn, um sich Bestätigungen zu holen. Ein Volk kennt die Dankbarkeit ebensowenig, wie die Natur sie kennt. Bismarck selbst hat das einmalsehr schön ausgesprochen, in jener Antwort, die er den französischen Unterhändlern bei Sedan gab, als sie davon sprachen, die Franzosen würden für gute Bedingungen ewig dankbar sein. Er sagte unter anderm: „Im allgemeinen muß man auf Dank sehr wenig, auf die Dankbarkeit eines Volkes aber gar nicht rechnen. An die Dankbarkeit eines Souveräns, im Notfall an die seiner Familie kann man glauben, unter Umständen sogar mit aller Zuversicht darauf zählen, aber ich wiederhole, von der Dankbarkeit einer Nation muß man nichts

erwarten.“ Diese Worte dürfen nicht wie ein Vorwurf gelesen werden. Undankbarkeit von Völkern ist ein Naturgesetz. Und dieses Gesetz ist auch anzuwenden auf das Verhältnis der Deutschen zu Bismarck. Ein großer Mann kann seinem Volke nur dann ewig lebendig bleiben, er kann im tieferen Sinn unsterblich nur dann werden, wenn er sich in jedem Geschlecht, wenn er sich jeden Tag seine Volkstümmlichkeit neu erobert. Wenn seine Gegenwart aber nicht mehr wirkt, wenn sein Tun die Interessen Mitlebender nicht mehr zu einem lauten Ja oder Nein zwingt, wenn die Zeit zwischen Volk und Führer eine Entfernung legt, kann diese sich immer erneuernde Wirkung nur von einer großen Menschlichkeit ausgehen. Von einer Menschlichkeit, die an jeder neuen Zeitfrage beteiligt zu sein scheint, worin alle Nachgeborenen sich, wie in einem Spiegel, erkennen, von der jedes neue Wollen sich Bestätigung und Rat holen kann und die jedes Geschlecht durch ihre Fülle, durch eine scheinbare Prophetie wieder unterjocht, weil sie ihrem Wesen nach wahrhaft überzeitlich ist. Die Frage, die für die Schätzung Bismarcks entscheidend ist, lautet darum: ist seiner Persönlichkeit dieses immer wieder Fortreißende eigen? hat diese Gestalt, nachdem sie von einer ungeheuren zeitlichen Aktualität gewesen ist, auch die ewige Aktualität? ist in dieser Natur genug Unendlichkeit?

Die Antwort lautet: nein, die Menschlichkeit Bismarcks war nicht so groß, wie seine Taten es voraussetzen lassen. Oder, um es umzukehren: die Taten Bismarcks sind nicht so groß, wie sie uns lange erschienen sind, weil der Menschlichkeit etwas Entscheidendes gefehlt hat.

Selbst blinden Bismarckbewunderern müssen die Augen darüber aufgehen, daß die Politik dieses ein deutsches Schicksal verkörpernden Staatsmannes im Krieg und von den darauf folgenden Ereignissen zu großen Teilen verleugnet worden ist. Bismarcks Werk, das Kaiserreich, hat sich als ein sehr künstliches Gebilde erwiesen, und die Bahn, die er den Deutschen geöffnet hat, führte in fünf kurzen Jahrzehnten zu einem Zusammenbruch. Natürlich muß man scharf unterscheiden zwischen Bismarcks sachlicher, klug zurückhaltender Politik und der politischen Großmannssucht der Wilhelmschen Ära, nach der Entlassung des ersten Kanzlers. Das meiste von dem, was nach 1890 politisch in Deutschland getan worden ist, wurde vom alten Bismarck leidenschaftlich bekämpft; und auch die Geschichte seiner Entlassung beweist ja, wie groß der Gegensatz zwischen seiner politischen Auffassung und der von der Zustimmung oder doch Duldung einer sich schnell bereichernden Bevölkerung getragenen Politik Wilhelms des Zweiten war. So scharf man den Gegensatz aber auch betonen mag, es bleibt doch die Tatsache, daß sich die politische Führung Bismarcks nicht eigentlich der Art nach von der Wilhelms des Zweiten unterscheidet, so weltensweit sie davon auch dem Grad nach verschieden ist. Beider Männer Politik, so genialisch und mit so viel Haltung sie auch dort und so dilettantisch und charakterlos sie hier betrieben worden ist, zielte gleicherweise auf eine Weltmachtstellung Deutschlands, sie mußte notwendig zu einer Weltwirtschaftspolitik, zur Industrialisierung und zur wirtschaftlichen Ausdehnung führen, sie mußte das deutsche Volk in Lebensformen treiben, die ihm, wie sich nun gezeigt hat,

nicht gemäß sind. Gewiß, Bismarck hätte wahrscheinlich nie eine Flotte gebaut und damit eine Bedrohung Englands geschaffen, die verhängnisvoll geworden ist; er war von vornherein mißtrauisch gegen den Kolonialsport und hat nur zögernd dem Drängen von Kolonialenthusiasten nachgegeben, ja, er hat stets eine Politik gemacht, die dem deutschen Volk einen Zusammenbruch, wie wir ihn erlebt haben, scheinbar hätte ersparen müssen, wenn sie dauernd befolgt worden wäre. Aber man kann nicht verkennen, daß die Grundabsicht seiner Politik uns folgerichtig jenen überspannten Flottenplänen, Kolonieverwerbungen und vielen andern Ursachen, die in der Folge so böse Wirkungen zeitigen sollten, zugetrieben haben. Er hat Katastrophen verhindert, weil die Zeit noch nicht erfüllt war, weil er ein ungewöhnlicher politischer Praktiker und ein sehr loyaler Diplomat war; die schlimmen Wirkungen mußten sich aber einstellen, als geringere Männer am Steuer saßen und denselben Kurs steuerten. Trotzdem es oft anders aussieht, ist auch Bismarcks Politik eine rechte Großstadtpolitik gewesen. Das heißt: es war seit 1871 eigentlich immer Gründerzeit, und Bismarck stand an der Spitze dieser Gründerpolitik. Wilhelm der Zweite hätte seine verderbliche Politik nicht jahrzehntelang machen können ohne die Tradition, die er vorfand. Dieselbe bürgerliche Gesinnung stand hinter Bismarcks und hinter Wilhelms Politik. Nur daß sie im Laufe der Zeit mehr und mehr ins Bourgeoismäßige umschlug. Wie die Begriffe bürgerlich und bourgeois sich unterscheiden und wie sie verwandt sind, so unterscheidet sich die Politik Bismarcks von der Wilhelms des Zweiten, und so ist sie ihr auch wieder verwandt. Umso viel, wie

das Bürgerliche edler ist als das Bourgeoise, war des Kanzlers Politik edler als die des Kaisers; doch war sie von dieser nicht artverschieden. Wilhelm der Zweite hat in Deutschland ungefähr die Rolle gespielt, die Napoleon der Dritte im Frankreich der sechziger Jahre innehatte; derselbe Mann aber, der in den Jahren 1870–71 das strafende Schicksal Frankreichs verkörperte, Bismarck, begann gleich nach dem entscheidenden Sieg eine Politik, die der Napoleonschen in manchem Zug verwandt gewesen ist und die, freilich indem sie von einem Lebensdilettanten ad absurdum geführt wurde, in der Folge unser Land einer ähnlichen, nur noch schlimmeren Katastrophe entgegengeführt hat, wie Frankreich sie 1870 erlebte.

Es ist falsch, wie es noch jetzt oft geschieht, Bismarck als eingefleischten Junker und seine Politik kurzweg als Junkerpolitik zu bezeichnen. Freilich blieb Bismarck zeitlebens der adelige pommersche Bauer, und seine Politik behielt bis ans Ende entscheidende konservative Züge; daneben aber hat er, wenigstens nach 1871, sehr entschieden bürgerliche Politik gemacht. Es stimmt damit überein, daß der Mensch, so sehr er, der Geburt und Erziehung nach, auch ein preußischer Landedelmann war, mit gewissen Seiten seines Wesens das Bürgerliche innig berührte. Es hat tiefere Ursachen, daß die Standesgenossen von ihm abrückten und ihn wie einen Verlorenen betrachteten; und es ist anderseits bezeichnend, daß die leidenschaftlichsten Parteigänger des Kanzlers vor allem die Vertreter von Handel und Industrie, von Handwerk und Gewerbe waren, das heißt also, die wirtschaftlich Aufstrebenden, die allzu hastig neue Werte Häufenden, die auf dem Boden

des bürgerlichen Kapitalismus Stehenden. Mit Bismarck zugleich ist ein neuer Typus des Reichsbürgers aufgekommen, wie Deutschland ihn noch nicht gekannt hatte. Er war recht eigentlich der Kanzler der neudeutschen Unternehmer. Die Feindschaft dem liberalen Bürgertum gegenüber darf daran nicht irremachen. Es ist wiederum bezeichnend, daß die Liberalen dem Kanzler nach seinem Tode eine fast nationalliberale Verehrung entgegengebracht haben. Was Bismarck vom „Fortschritt“ trennte, war nicht so sehr etwas Grundsätzliches als vielmehr ein Widerspruch mit sich selbst; und sodann etwas Formales. Den aristokratischen Lebensformen Bismarcks widerstanden – bis zum Ekel – die politischen Kampfformen und das Tempo der Liberalen. Er kam nicht darüber hinweg, was ihm, auch hier noch, wie eine „Mischung von Utopie und schlechter Erziehung“ erschien. Und er war so geartet, daß er sich gewisse Folgen seiner Politik nicht klarmachte und noch weniger von andern klarmachen lassen mochte. Seine dynastischen Grundsätze, seine konservative Gesinnung hat er immer unterstrichen, weil er nicht wußte und nicht wissen wollte, wie sehr auch er vom Strom der neuen demokratischen Weltgesinnung ergriffen war und wie sehr er die Grundlagen des alten konservativen Preußen erschütterte, als er es zum Fundament des neuen Reichsbaues machte. Bismarck war „moderner“, als er selbst es wußte; aber eben daß er es nicht wußte und wissen wollte, war seine Schwäche.

Emerson hat in seinem schönen Essay über Napoleon eine Anmerkung gemacht, die sich auf Bismarck ohne Zwang anwenden läßt. Er sagt: „Nach einer Theorie Svedenborgs besteht jeder Organismus

aus einer Anzahl völlig gleicher Teilganzen, oder mit andern Worten, jedes Ganze setzt sich aus einer Menge ihm ähnlicher Teile zusammen, so zum Beispiel die Lunge aus unzähligen kleinen Lungen, die Leber aus unzähligen kleinen Lebern, die Niere aus lauter kleinen Nieren und so weiter. Diese Theorie können wir auch auf unsern Fall anwenden. Wenn in der Geschichte ein Mann erscheint mit der Gabe, die Kräfte und Neigungen unzähliger Menschenmassen an sich zu reißen, wenn ferner Napoleon Frankreich, ja Europa bedeutet, so hat das seinen Grund darin, daß die von ihm gelenkten Völker wieder aus kleinen Napoleons bestehen.“ In diesem Sinn nun bestand auch das neue deutsche Reich, in seiner politisch und wirtschaftlich ausschlaggebenden Bevölkerung, aus lauter kleinen Bismarck. Alle waren irgendwie Unternehmer und Gründer, alle führten ihr Leben, zugleich mit dem der Nation, aus provinzieller Enge in die Weite des Weltpolitischen und Weltwirtschaftlichen. Es kam ein energischer Mann, und alle wurden energisch, weil sie es latent schon waren. Bismarcknaturen haben damals eine deutsche Industrie geschaffen und den Überseehandel organisiert, haben eine neue Arbeitsmethode eingeführt und alles auf persönliche Tüchtigkeit gestellt. Bismarck war in den siebziger und achtziger Jahren recht eigentlich der Kanzler der Arbeitsamen und Befähigten, der Vertreter aller Tätigen und ehrgeizig Aufstrebenden, der Führer derer, die äußere Erfolge und materiellen Gewinn wollten, der Abgott einer sich unaufhaltsam mechanisierenden Gesellschaft. Und weil er dieses war, mußte seine Politik in ihren Grundabsichten notwendig demokratisch sein, so wenig demokratisch sie auch praktisch

gehandhabt wurde. Der Unterschied zwischen Napoleon dem Ersten, dem Vollstrecker der französischen, ja einer europäischen Revolution, und Bismarck, dem Verwirklicher alter deutscher Einigungswünsche, besteht nun aber, abgesehen von der europäischen Bedeutung des einen und der mehrnationalen Bedeutung des andern, darin, daß Napoleon alle Tugenden und – Laster, alle Eigenschaften und Neigungen der von ihm Geführten instinktiv teilte, wenn in ihm auch alles dieses zum Großen geraten war, daß er, ebenso wie seine Anhänger, von unten herkam und nach oben drängte, daß er einer ihresgleichen war, daß Bismarck dagegen aus einer andern Empfindungszone herkam, aus einer andern Gesellschaftsschicht, und daß seiner Natur die Tugenden sowohl wie die Laster der von ihm Vertretenen im wesentlichen fremd waren. Wenigstens gesellschaftlich betrachtet. Er gehörte der Herkunft, der Erziehung, seinen Eigenschaften und Neigungen nach nicht zu denen, die er politisch vertrat und förderte, sondern er gehörte gesellschaftlich dem Adel und der alten preußischen Tradition an. Politisch aber stützte er sich auf das Bürgertum. Er war mit sich selbst im tiefsten uneins. Es trat nur nie zutage, es wurde ihm selbst nicht klar, weil der äußere Erfolg den Riß verbarg. Äußerlich war ihm die Herkunft sehr von Nutzen, innerlich war sie in gewisser Weise ein Hindernis. Er wollte, was die Zeit wollte, und hatte die Kraft, dieses Wollen als Staatsmann zu verwirklichen; zugleich aber stieß ihn die demokratische Form des Zeitwillens ab. Er sah sich vor der Aufgabe, bürgerliche Ideale zu verwirklichen mit Mitteln eines aristokratischen Regiments. Hieraus sind fast alle Mißverständnisse, denen Bis-

marcks Politik begegnete, zu erklären. Hieraus erklärt sich aber auch das Bedingte im Wirken Bismarcks.

Dieser Staatsmann hat seine Politik nicht eigentlich gemacht, um große Ideen der Zukunft zu verwirklichen. Er war überhaupt kein Mensch der Ideen. Er ist ein Realpolitiker genannt worden. Das war er auch, aber er war es in einem beschränkenden Sinn. Keiner vermochte so wie er das Nächste zu tun, keiner hatte so wie er das Talent, Menschen und Dinge zu behandeln und greifbare Ziele zu erreichen, keiner war stärker als er, wenn es galt, Nutzenwendungen zu ziehen und notwendige Entwicklungen von kurzer Hand oder mit geduldiger Logik vorzubereiten. Doch ließ er auch nur die Tatsachen gelten, die Wirklichkeiten der Gegenwart oder der Zukunft. Ideen waren ihm verdächtig. Er hatte nur die Phantasie des Greifbaren, er konnte nur plastisch denken. Die Intuition, die das Ferne vorwegnimmt, oder gar der Idealismus, der die Wirklichkeiten langsam nach seinem Willen umformt, der die Natur der Menschen scheinbar verändert, waren ihm fremd. Nichts war der Märker weniger als ein Visionär. Wer ihn den Enkeln als einen Seher mit dunkelm Blick ins Weite vorführt, fälscht die Wahrheit. Bismarck war ein Held des Tatsächlichen, er schaffte nicht, um leidenschaftlich eine Idee zu verwirklichen, sondern um seine riesenhafte Vitalität zu verbrauchen, um Mögliches zu formen und Gewisses zu verwirklichen, um sich überhaupt zu betätigen, und er liebte sein Werk in erster Linie, weil es ein Ergebnis seiner Anstrengungen war. So paradox es klingt, es ist doch etwas daran, was Bismarck selbst einmal gesagt hat: er hätte

ebenso gern zeitlebens auf dem Lande bleiben mögen, wenn er dort einen seinen Kräften gemäßen Wirkungskreis gefunden hätte. Er brauchte Gegenstände für seine hungrige Tatkraft, die Gegenstände selbst aber waren fast gleichgültig, sie waren abhängig von der Umwelt und von den Bedürfnissen der Zeit. Der Unterschied ist ja nicht so groß, ob man seine Fähigkeiten im kleinen Kreise entfaltet oder im großen; man kann ebensoviel Kraft aufwenden, ein Gut oder eine Fabrik zu leiten, wie einen Staat zu regieren. Auch hier ist alles relativ, auch hier gibt es mit Bezug auf den inneren Menschen kaum ein Groß und Klein. Immer vorausgesetzt, daß man nicht Träger von Ideen ist, daß man nicht mit einer bestimmten Mission auf die Welt gekommen ist. Die Idee läßt nur eine einzige Art der Tätigkeit zu. Nun ist es freilich nicht wohl möglich zu sagen, Bismarck sei nicht auf die Welt gekommen, um eine bestimmte historische Arbeit zu leisten. Man muß in ihm doch wohl einen Beauftragten der Geschichte sehen. Doch war er es nur insofern, als er erwählt war, eine ohne sein Zutun gereifte Entwicklung zu verwirklichen, einer von lange vorbereiteten, fälligen Notwendigkeit die endgültig scheinende Form zu geben. Die Geschichte brauchte seine Arbeitskraft; aber er brauchte für seine innere Entwicklung nicht unbedingt die Geschichte. Alle Kräfte, die auf ein einiges Deutschland zielten, hat er straff zusammengefaßt, er gilt mit Recht als Bildner des Reichs, weil seine Tätigkeit für den geschichtlichen Prozeß der Einigung etwa das bedeutet, was für eine ruhende chemische Lösung, die zum Kristallisieren bereit ist, die Berührung bedeutet. Wenn er aber auch der Vollstrecker der Einigungsbestrebungen

ist, ihr Prophet ist er nie gewesen. Ja, man darf billig bezweifeln, ob sie ihn von Anfang an stark interessiert haben. Er war zuerst nur Preuße; und weil Preußen die Aufgabe zufiel, das Reich zu einigen, wurde er zum Reichsgründer. Das alte Ideal der Deutschen hat ein Mann verwirklicht, der nie dafür geschwärmt und gelitten hat. Dieses Ideal widersprach seiner Natur sogar bis zu gewissen Graden, es paßt nicht in seine Kinderstube und nicht zu seinem Temperament, er gab sich ihm in der Folge wohl nur hin, weil es ihm ein politisches Handeln großen Stils erlaubte, weil es seinem mächtigen Betätigungsdrang und seinen Machtinstinkten entgegenkam. Während er die Einigungsidee äußerlich dann aber mit fester Hand gestaltete, wandelte die Idee auch ihn innerlich um, sie zog ihn in ihren Bann und machte ihren Herrn zum Diener. Bismarck ist eigentlich nie der Zeit weit voraus gewesen, oder höchstens doch als politischer Praktiker. Napoleon war, zum Beispiel, viel mehr Ideenmensch, viel mehr Idealist. Er drückte der Zeit den Stempel einer Einsicht auf, die zwar der Zeit selbst entnommen, dann aber so gesteigert war, daß sie der Epoche weit voraufleuchtete. Bismarcks Antriebe waren auch der Zeit entnommen, aber sie wiesen nicht weit in die Zukunft. Er verwirklichte das geistig und innerlich schon Fertige, nicht zugleich auch etwas in der Zukunft Ruhendes. Sein Werk war, als es fertig war, zu sehr fertig, es fehlte diesem Werk die ewige, die sich selbsttätig immer erneuernde Lebensidee. Nur darum konnte Bismarck auch so ruhig als Minister, Kanzler, als „getreuer Diener seines Herrn“ leben. Napoleon konnte sein Werk nur tun, indem er zugleich Feldherr und Machthaber war. Wer Ideen der

Zukunft verkörpern will, braucht das Instrument eines Heeres, er braucht große äußere Gewaltmittel, über die er frei verfügen kann. Sonst wird er zum Träumer. Eine Vollstreckernatur, wie Bismarck aber, kommt mit der Politik und mit den Heeren und Machtmitteln seines Fürsten aus. In diesem Sinn gehört Bismarck mehr zu Staatsmännern wie Burleigh, Pitt oder Richelieu, als zu Gestalten wie Cromwell oder Napoleon. Ihm war ein seltener Hellblick für die Ursächlichkeit der Ereignisse eigen, aber das Gesichtsfeld war nicht eben groß. Der Blick umfaßte das nächste Jahrzehnt kaum mehr. Bismarck war ein Genie des Gegenwärtigen, wenn das nicht ein Widerspruch in sich selbst ist. Vor dem Zukünftigen versagte sein starrer Wirklichkeitssinn. So sehr, daß uns ein Staatsmann wie Freiherr von Stein heute fast lebendiger ist als Bismarck. Stein wirkt lebendiger, weil seine Lebensarbeit vom Menschen, von der Seele des Menschen, von der Liebe zum Menschen ausging, und weil er damit seelische Kräfte in Bewegung setzte. Um der Liebe willen, die darin ist, wirkt die Steinsche Idee fort, immer weiter in die Zukunft hineinwachsend. Bismarck hat in dieser Weise an den Menschen nicht geglaubt, er hat ihn nicht geliebt. Vielmehr war er tief im Innern ein Skeptiker, und er fühlte für die Menschen fast Verachtung. Sie waren ihm sehr genau gekannte Werkzeuge eines ungemeinen Tätigkeitstriebes. Achtung vor der fremden Seele kannte Bismarck kaum; er hatte die große germanische Kälte. Seine Helfer machte er zu Sklaven, geriet dann aber nicht einmal, wie der Große Friedrich, in Verzweiflung über das Sklaventum der Menschen. Von seiner Natur kann man sagen, sie sei ideell neutral gewesen. Weil dem so war, konnte

er alles unendlich vernünftig tun. So vernünftig, daß er, in einer Zeit, wo der große Menschen- und Sachverstand fast ganz fehlte, wo alle mehr oder weniger zum Albernem neigten, wie ein „Genie des gesunden Menschenverstandes“ dasteht. Bismarck erscheint auch darum groß, weil seine Zeit von seiten des Charakters klein war, er erscheint groß durch Unsentimentalität in einer kleinbürgerlich empfindsamen Epoche. Dabei haftet an seiner Gestalt aber weder etwas Geheimnisvolles noch etwas Dämonisches, es sei denn die in dem mächtigen Körper aufgespeicherte Vitalität, die ja immer etwas Elementares hat. Bismarcks Größe besteht vor allem in einer seltenen Vereinigung von Energie und Verstand. Er war eine Energie höchsten Grades, aber kein Wille, wenn man beide Bezeichnungen so versteht, daß es Aufgabe des Willens ist, Ideen zu gestalten, Aufgabe der Energie aber, das praktisch Gegebene zu verwirklichen. In diesem Sinne ist der Willensmensch ein Idealist, der Mann der Energie ein Realist. Bismarck war Realist in jedem Wort, in jeder Handlung. Als solcher war er der Schrecken aller Dilettanten und Unklaren. Er hatte den Sinn für das Wesentliche und griff immer in den Mittelpunkt. In jeder Lage, in jedem Wort, in jeder Handlung bleibt er aber erreichbar. Nicht erreichbar von seiten der Kraft, wohl aber von seiten des Geistes. In seiner Gestalt ist nichts Dunkles, alles ist klar; es ist darin nichts Schwankendes, aber auch kaum etwas Unendliches. Darum wirkte er mächtig unmittelbar, aber wenig nur mittelbar. Er ist ein König des Augenblicks; seine Zeit kam ihm sehr bald immer nach. Auf Jahrzehnte hinaus war er der Einzige und Letzte, der tat, was alle Deutschen interessierte; doch

hat sich das Interesse an seiner Person, bis auf eine überlieferte Schätzung, fast verflüchtigt, als neue geschichtliche Ereignisse kamen. Bismarcks Wirkung war stark, aber sie war einmalig, sie erneuert sich nicht von selbst jeden Tag. Er hat keine Tradition hinterlassen, weil er keine Idee zu hinterlassen hatte. Wäre Bismarcks Fähigkeit, werdende Geschichte zu sehen und vorzubereiten, ebenso groß gewesen, wie es seine Fähigkeit war, bereits gefällte geschichtliche Urteile zu vollstrecken, so würde er zu den Größten der Geschichte gehören, so wäre er nicht nur eine nationale Berühmtheit, sondern er gehörte der Welt und der Ewigkeit. Wie sehr die Sehergabe diesem Staatsmann aber beschränkt war, haben die Ereignisse des Krieges bewiesen, die zum großen Teil ja nichts sind als die sichtbaren Wirkungen von weit zurückliegenden Ursachen.

Bezeichnend für die natürliche Beschränkung im Wesen Bismarcks ist sein Verhältnis zur Sozialdemokratie. Dieser Arbeiterpartei gegenüber kannte er nur gewaltsame Unterdrückung durch Polizeigewalt. Doch war er dieser Partei nicht so sehr aus kalter Berechnung der Staatsraison feind, sondern mehr aus einem persönlichen Widerwillen, aus der inneren Unmöglichkeit, Denkart und Empfinden der Großstadtarbeiter zu verstehen. Für die Sendung der Sozialdemokratie hatte er kein Gefühl, weil er, jenseits eines gewissen ländlichen Patriarchalgefühls, überhaupt nicht sozial empfand. Dem Ideal irdischer Gerechtigkeit, das die Sozialdemokraten vertraten und das sich in der Zeit der Verfolgungen bis zum Religiösen steigerte, stand er verständnislos gegenüber. Auch hier unterschätzte er wieder, wenn auch mit viel Charak-

ter, die Macht der Idee, die ungeheure, wenn auch langsam wirkende Macht des Unwägbaren und das endliche Übergewicht der Idee über die Materie. Dadurch übersah er, was die Sozialdemokratie für die Disziplinierung, für die Erziehung der Massen tat, daß die Partei, deren Ziel die große, allgemeine Revolution war, viele kleine Teilrevolutionen verhindert und große Teile des Volkes, die bis dahin dumpfen Instinkten preisgegeben waren, zu politisch denkenden Staatsbürgern erzogen hat. Ihm ist entgangen, daß von der Sozialdemokratie etwas wie ein geistiger deutscher Militarismus geschaffen worden ist, mit allen Tugenden und freilich auch mit den Nachteilen des Militarismus. Die Natur selbst hat Bismarck diese Einsicht versagt. Was ihm zum Verständnis fehlte, war dieses: das Mitleid, die Menschenliebe. Er war so geartet, daß er nur an die Gewalt glaubte, an die Machtmittel von Krone, Heer und Polizei. Seine Politik war die eines sehr gesunden Verächters. Eine solche Politik wird oft recht behalten, vor allem im Augenblick, wie ja auch die pessimistische Anschauung vom Leben zuerst immer recht behält. Auf weitere Zeiträume hinaus aber wird doch eine Politik des Glaubens an die Menschen den Sieg davontragen, weil das Leben ebenso sehr auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Sehnsucht zum Guten gegründet ist, wie auf Gewalt und Unrecht, Selbstsucht und Lüge. Irgendwie gelangt ein lebensfähiges Recht immer zur Geltung. Damit rechnete Bismarck jedoch nicht, oder er sah nicht ein, daß die Sozialdemokratie ein solches lebendiges Recht vertrat. Bismarck sah im Programm der Arbeiterpartei einerseits nur das Revolutionäre, das Antidynastische, und andererseits sah er, dem

die Politik die „Kunst des Möglichen“ war, nur Utopie darin. Daß ein Kampf gegen Ideen, die eines Tages mächtige Wirklichkeiten sein werden, auch eine Utopie ist, hat dieser Realist nicht begriffen. Ihm kam nicht der Gedanke, daß sein Wort von der „gottgewollten Staatsordnung“ nur ein persönliches Axiom war, daß es im höheren Sinne aber eine Redensart ist, weil es von der Weltgeschichte in jedem Jahrhundert ein Dutzendmal widerlegt wird. Bismarck konnte nie ganz voraussetzungslos denken, konnte die Bedingtheit der Begriffe revolutionär und konservativ nicht einsehen und sich nicht zu einer Anschauung erheben, der alle Formen relativ erscheinen. Er haßte die sozialdemokratische Bewegung, wie er die Bewegung von 1848 persönlich gehaßt hatte. Er empfand das Wollen dieser Partei wie einen persönlichen Widerstand. Wie er denn überhaupt jeden Widerstand, jede andere Meinung wie eine persönliche Kränkung empfand, bekämpfte und unterdrückte. Darum hat er, während seine Macht sich mehrte und zeitweise fast unumschränkt wurde, das selbständige politische Leben der Deutschen streckenweis vernichtet. Er hat nicht nur die deutschen Geistesarbeiter, sondern das ganze deutsche Bürgertum entpolitisiert und hat sie damit dem Materialismus in die Arme getrieben. Wie sein Regierungssystem ja auch aus dem Reichstag mehr und mehr die Persönlichkeiten vertrieben hat. Er hat, wie Georg von Bunsen einmal gut gesagt hat, Deutschland groß und die Deutschen klein gemacht.

An das dynastische Prinzip glaubte er leidenschaftlich, als Staatsmann und als Mensch. Er war auf richtiger Fährte, als er, allein fast und im Gegensatz zu

den Demokraten von 1848, einsah, daß die deutsche Einigung schnell und exakt nur mit Hilfe der Dynastien, in erster Linie mit Hilfe der Hohenzollern möglich sei; er übersah aber, daß die Dynastien doch nicht so tief im Volk wurzelten, wie er annahm, daß täglich das neue demokratische Sozialgefühl mehr erstarkte. Mit der schnellen Entartung der deutschen, der europäischen Fürstengeschlechter rechnete er nicht. Er gründete seine Politik auf einem „rocher de bronze“, der schon bedenklich unsicher war. Es war seine ungeheure, wenn man will seine geniale Einsicht, zu erkennen, daß die Hohenzollernsche Hauspolitik, die er machte, zusammenfiel mit einer erfolgreichen großdeutschen Politik, doch ist es sein Unrecht vor der Geschichte jetzt, daß er sich mit seiner Politik nicht genügend auf den Genius der Gesamtnation, der offenbar ein langsames Werden, eine bescheidenere Einigung wollte, gestützt hat. Der Glaube Bismarcks an das Gottesgnadentum der Krone weist auf einen Punkt, woraus der ganze Mensch erklärt werden kann. Um diesen Punkt deutlich zu machen, wird diese Studie allein eigentlich geschrieben. So viel ist schon hier zu sagen, daß die Abneigung Bismarcks gegen die Sozialdemokratie und die damit zusammenhängende Überschätzung der Dynastien auf einer gewissen persönlichen Unfreiheit beruhten. Psychologisch mag die Strenge der Sozialistengesetze aus der Empörung Bismarcks über die beiden Attentate auf den von ihm geliebten Kaiser Wilhelm den Ersten bis zu gewissen Graden erklärt werden; diese augenblickliche Erregung erklärt es aber nicht, wenn ein solcher Staatsmann von der „jährlichen Vermehrung der bedrohlichen Räuberbande, mit der wir gemeinsam un-

sere größeren Städte bewohnen“ spricht, wenn er in den Sozialdemokraten zuchtloses Gesindel sieht. Ein Staatenlenker auf solchem Posten mußte in der Sozialdemokratie die werdende Weltmacht erkennen. Bismarck aber empfand die Bewegung wie ein Junker, noch schlimmer, wie ein bürgerlicher Unternehmer. Es sollte nicht geduldet werden, daß die Arbeiterpartei mit ihrem Selbständigkeitstrieb die bürgerliche Real- und Machtpolitik störte. Die Vertreter des Besitzes haßten die sozialistischen Gerechtigkeitsideen, und Bismarck schützte den Besitz bis zum äußersten. Ihm war überhaupt alles Selbstbestimmungsrecht ärgerlich. Parlament und Volksregierung galten ihm als notwendige Übel. Am liebsten hätte er Helfer gehabt, die sich wie Soldaten kommandieren ließen. Er war menschlich teilnahmslos, darum war er auch so tüchtig im Praktischen. Er war klüger als die meisten Zeitgenossen und hatte das starke Bewußtsein davon. Seine ganze Politik war darauf eingerichtet, daß stets ein Bismarck und ihm zur Seite ein bescheidener Wilhelm der Erste vorhanden sein würden. Das war das Hochmütige dieser Politik. Dabei hätte sich Bismarck aber nie zur Tat eines Wallenstein oder Cromwell entschließen können. Auch er war tyrannisch, aber hinter dem Schilde des Hergebrachten. Als Regent hat er persönlich viel Charakter entwickelt, doch hat er zugleich das Volk politisch charakterlos machen helfen. Und das eben schadet nun seinem Nachruhm. Er kann vor allem der Jugend nicht vertraut werden, weil seinen Handlungen das große menschliche Verstehen fehlt, weil er in tieferem Sinn ohne Idealismus war.

Die innere Politik Bismarcks wird nun freilich selbst

von unbedingten Bewunderern oft preisgegeben. Doch verweisen sie demgegenüber um so nachdrücklicher auf die äußere Politik. Darauf wäre zu erwidern, daß eine saubere Trennung der äußeren von der inneren Politik gar nicht möglich ist, daß die Zeit bewiesen hat, wie eng das Innere und Äußere überall zusammenhängen und daß eben diese reinliche Scheidung, die Bismarck selbst noch anerkannte, auf einem Mangel an synthetischem Denken beruht. Bismarck hat die politischen Probleme, in deren Mitte Deutschland steht, mit einer Präzision gedacht, wie kein anderer; die Vorzüge seiner Natur verhinderten ihn aber, weit genug von der Gegenwart fort zu denken bis in eine Zeit übernationaler Demokratisierung. Es ist nicht die Rede von besser und schlechter, oder davon, was politisch wünschenswert ist, sondern es ist nur die Rede davon, was notwendig war und ist. Und in dieser Hinsicht beginnen die Ereignisse nun mehr und mehr gegen Bismarcks Politik zu sprechen, während die „politische Romantik“ eines preußischen Publizisten aus Bismarcks pommerschem Kreis, wie Bülow-Cummerow, zu einer merkwürdigen Aktualität jetzt nach fünfundsiebenzig Jahren erwacht. Bismarcks Politik war unheimlich exakt, aber sie hatte nicht im höchsten Sinn Phantasie. Phantasie in dem Verstand eines weitschauenden Kausalitätssinnes. Für Bismarck war jedes Volk immer ein wenig wie eine Familie, das ein Eigenhaus bewohnt und das sich nach dem Grundsatz „my home my castle“ abschließt; in Wahrheit aber leben die Völker Europas wie in Massenquartieren eng beisammen, und es geht ohne gemeinsame Einrichtungen und Verwaltungsmaßnahmen nicht ab. Zuerst hat Bismarck Deutschland mächtig

ausgeweitet, dann aber hat er es auch wieder zu sehr abgeschlossen. Was 1848, wenn auch unklar, werden wollte und worauf wir uns heute, unter ungleich ungünstigeren Bedingungen, zurückgeworfen sehen, ein demokratisches Großdeutschland, das ist von Bismarck aufgehalten worden. Er hat mit Hilfe einer gewaltsamen Trennungs- und Annexionspolitik das Ziel scheinbar schneller, vollkommener und auf besserem Wege erreicht; aber die Gewalttätigkeit seiner Methode hat sich furchtbar auch gerächt. Es ist nicht jetzt erst fraglich geworden, es war schon längst fraglich, ob die Form eines Kaiserreichs mit der Spitze in Preußen, für Deutschland das Beste oder das einzig Mögliche gewesen ist, ob Zögern vielleicht nicht besser gewesen wäre als gewaltsame Förderung und ob die Beschränkung Deutschlands auf einen Staat zweiten Ranges nicht letzten Endes patriotischer gewesen wäre als die Schaffung einer europäischen Weltmacht. Bismarck hat sehr wohl gewußt, daß die Deutschen ein unpolitisches Volk sind und immer sein werden. Er hat den Schluß daraus gezogen, er, ein einzelner, müsse politisch für alle denken, er müsse selbstherrlich regieren. Richtiger wäre der Schluß gewesen, mit einem so veranlagten Volke überhaupt keine Machtpolitik zu treiben. Der richtige Schluß hieß: Bescheidung. Der Kanzler hat selbst einmal erklärt, sein Deutschland sei eine künstliche Schöpfung. Diese Künstlichkeit war aber, bis zu gewissen Graden wenigstens, zu vermeiden, oder sie wäre später zum Teil noch gutzumachen gewesen. Denn sie bestand nicht zuletzt darin, daß Deutsch-Österreich, das jahrhundertlang zum Deutschen Reich gehört hat, ja das recht eigentlich sein Mittelpunkt gewesen ist,

durch die Gründung des Kaiserreichs abgetrennt und damit in den mächtig anschwellenden Slavenstrom gestoßen worden ist. Der Nikolsburger Friede war vielleicht doch nicht so „weise“, wie er immer dargestellt wird. Und das dann folgende Bündnis mit Österreich, das uns so unendlich teuer zu stehen gekommen ist, war die Schlußfolgerung aus einer falschen Voraussetzung. Bismarck hat das Problem Deutschland-Österreich immer zu sehr als ein dynastisches Problem Hohenzollern-Habsburg gesehen; er hat nie etwas wissen wollen von den Gedanken Paul de Lagardes, die im Kriege wie eine Illustration verlorener Möglichkeiten aufgetaucht sind. Als Preuße hat er die Vorherrschaft Preußens zu stark betont und hat damit jene Verpreußung eingeleitet, die ihn im Alter selbst erschreckte und die mit zu den Katastrophen dieser Zeit geführt hat. Aus dem falschen Verhältnis von Österreich und Deutschland ergab sich die Problematik der Dreibundpolitik und die Balkanpolitik Österreichs. Das bekannte Wort Bismarcks, Balkanfragen seien ihm nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert, ist ja nun traurig widerlegt worden. Die österreichische Balkanpolitik und unser Verhältnis zu Österreich haben uns viele Tausende deutsche Soldaten gekostet – neben allem andern. Freilich lagen die Verhältnisse anders, als Bismarck das Wort sprach. Von einem Staatsmann aber, der dem ganzen Volk symbolisch erscheinen soll, fordert man eine Voraussicht, die über Jahrzehnte hinwegreicht. Bismarck hat zu verschiedenen Zeiten im Reichstag über das Verhältnis zu den Polen gesprochen und mit erstaunlichem Scharfsinn vorausgesagt, was die Polen tun würden, wenn Deutschland

nach einem verlorenen Krieg schwach geworden sei. Das ist ja alles eingetroffen. Mit keinem Wort aber hat er angedeutet, daß man mit einem Volk solche Va banque-Politik, solche Polizeipolitik nicht ungestraft treiben darf, nie hat er versucht, eine Lösung der Polenfrage zu finden, die der großen Gefahr die Spitze nahm, die auf Anerkennung des den Polen Notwendigen beruhte.

Aus derselben preußischen Beschränkung heraus hat Bismarck mit der Elsaß-Lothringischen Frage eine dauernde Friedensdrohung geschaffen. Daß er selbst den Fehler dunkel gefühlt hat, geht aus der merkwürdig unsicheren Rede hervor, womit er am 2. Mai 1871 den Gesetzentwurf über die Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem Deutschen Reich im Reichstag empfohlen hat. Bismarcks Lösung der Frage war schlecht, und sie wäre schlecht geblieben, auch wenn in der Folge die Behandlung der Bevölkerung klüger gewesen wäre. Österreich gegenüber war Bismarck zu wenig Sieger, Frankreich, oder vielmehr Elsaß-Lothringen gegenüber zu sehr. Das sind alte Vorwürfe. Sie sind eben darum beachtenswert. Denn so unweise die meisten Menschen in ihren Begründungen sind, so sehr haben sie oft recht im Gefühl, wenn sie einem Mitlebenden spontan Einwände machen, und nur der eigenwillig sich verrennende Politiker achtet solche Einwände gering. Bismarck entschied sich, wie er es tat, weil er nicht entfernt die Möglichkeit eines Konflikts mit England oder gar mit Amerika – den Lagarde doch schon erwog – vorausah. Nun kann freilich eingewandt werden, diese Möglichkeit sei durch den provozierenden Flottenbau nach Bismarcks Entlassung erst geschaffen wor-

den. Ganz ist es aber doch nicht so. Ein Zusammenstoß zwischen einem wirtschaftlich so schnell erstarkenden Deutschland und dem auf Handelsmonopole eifersüchtigen England konnte immerhin vorausgesehen werden. Um so mehr, als die Flotte eigentlich unter allen Umständen eines Tages hätte kommen müssen, als Ausdruck des Weltmachtwillens. Und ebenso konnte, nein, mußte vorausgesehen werden, daß sich das Verhältnis von Amerika und Europa eines Tages umkehren würde, daß auf dem Kolonialkontinent Amerika eine Großmacht heranwuchs, die das alte Mutterland zu unterwerfen trachten muß. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Deutschland um so mehr vereinsamt, je mächtiger es ist. Das ist ein geographisches Schicksal. Ein mächtiges Deutschland droht nach allen Seiten, auch wenn es an Drohung gar nicht denkt. Darum ist es latent eigentlich immer „eingekreist“. Gewiß hat Wilhelms des Zweiten Herrschaft uns politisch erst endgültig isoliert und die Einkreisung zu einer politischen Strategie der Gegner gemacht; der Anfang der Politik aber, die uns verderblich geworden ist, kann bis in die sechziger Jahre zurückverfolgt werden. Bismarck hat, nur seinem Naturell folgend, den Deutschen politisch mehr zugemutet, als sie tragen konnten.

Mit alledem soll nicht eigentlich politisch eine Kritik gegeben werden. Es ist überhaupt nicht die Absicht, eine politische Abhandlung zu schreiben. Die Tatsachen politischer Natur werden hier nur knapp gruppiert, damit psychologisch eine Schlußfolgerung gezogen werden kann. Auch sollen die Tatsachen, die der Krieg gezeitigt hat, nicht benutzt werden, um einen Politiker zu schulmeistern, dessen Wirksamkeit seit

dreißig Jahren vorbei ist. Es genügt die Feststellung, daß die Politik Bismarcks in keinem Punkte fast Stich gehalten hat – selbst wenn man reinlich abscheidet, was auf die Schuldseite Wilhelms des Zweiten zu schreiben ist –, daß ihr das eigentlich Prophetische fehlt, so meisterhaft sie auch gewiß im Handwerklichen gewesen ist, daß sie nicht großen Sinnes aufs Europäische gegangen ist, so sehr sie eine Weltmachtstellung für Deutschland wollte, sondern daß sie, bei allen Großmachtansprüchen, im Preußischen stecken geblieben ist. Die Ursache nun, worauf dieses alles letzten Endes zurückweist, liegt darin, daß Bismarck nicht eigentlich Träger einer Weltanschauung war. Er war im Besitz von Weltinstinkten, wie sie so lebendig und scharf selten sind, er war ein Verstand erster Ordnung; doch waren die Kräfte nicht zusammengewachsen zu einer großen Gesamtanschauung. Eben darum war Bismarck nicht imstande, ganz voraussetzungslos zu denken. Sein Empfindungs- und Gedankenleben war immer irgendwie okkupiert, immer war sein natürlicher Freiblick künstlich eingengt. Das Nahe sah er überscharf, das Ferne aber unklar. Darum gibt es von ihm eine Fülle kurzer treffender Anmerkungen und Aussprüche, die gegebene politische Situationen hell beleuchten und den Nagel im einzelnen auf den Kopf treffen, doch hat er kaum jemals etwas ganz Allgemeingültiges, etwas allen Menschen und allen Zeiten Verständliches gesagt. Er verließ sich auf die Selbstsucht, auf das Trübe und Unreine im Menschen und behielt damit naturgemäß im Augenblick immer recht. Die dauernden großen geschichtlichen Verhältnisse werden aber nicht von der nackten Selbstsucht, oder nicht allein von

ihr geschaffen, sondern auch von Seelenkräften, an die Bismarck nicht glaubte. Er glaubte nicht; im letzten und tiefsten fehlte ihm der Glaube an den Menschen, er war bis tief in sein Wesen hinein Skeptiker. Das macht es, daß er politisch nicht mehr fortwirkt, so gewaltige politische Wirklichkeiten er auch geschaffen und hinterlassen hat. Nur das Sittliche wirkt fort. Ihm, dem überzeugten, bekenntniseifrigen Christen, dem treuesten Diener seines Herrn und seines Volkes, fehlte es an Glauben.

Mit diesem Wort verlassen wir das Gebiet politischer Betrachtungen und begeben uns in das Gebiet der seelischen Phänomene. Bismarck hat die äußere Lage der Deutschen bessern wollen, und es ist ihm gelungen, wie kaum einem andern vor ihm; er wollte Realpolitiker sein, und er war es gleich im größten Maßstabe. Aber er hat nicht an die Seele geglaubt. Er war ein mächtiger Charakter und ein sehr vornehmer Mensch. Leider aber war er wie einer, der nie die Versuchung gekannt und überwunden hat; er hat nicht die Tiefen des Lebens, nicht die Höllen des Gefühls gekannt – und darum hat er andererseits auch nie die höchsten Gipfel der Erkenntnis erstiegen. Ein enorm tüchtiger Mensch war er, ein Arbeiter höchsten Grades, aber nicht ein Genie, in dem die Menschheit sich selbst erkennt. Und darum paßt zu seiner Gestalt nicht eine halb mystische Verehrung. Die Auffassung muß mehr nüchtern als enthusiastisch sein.

Betrachtet man dieses Leben als ein Ganzes, so entdeckt man, daß es menschlich interessant eigentlich nur in der Jugend gewesen ist. Mit dem Augenblick, wo Bismarck in das politische Leben eintrat,

mit dem dreiunddreißigsten Jahr etwa, hört die innere Entwicklung nahezu auf. Die Biographen und Geschichtschreiber rechnen freilich erst von dieser Zeit, vom Jahr 1848 ab, weil für sie das Leben Bismarcks jetzt erst greifbar wird, weil es sich in Taten und politischen Handlungen dahinbewegt. Über die Jugend wissen die Verherrlicher Bismarcks nicht viel zu sagen. Auch Bismarck selbst hat in den autobiographischen Notizen seiner „Gedanken und Erinnerungen“ der Jugend nur wenige Seiten und nur beiläufig einige Gedanken gewidmet. Man spürt, wie das Erinnerungsbuch von einem alten Mann geschrieben worden ist, der ganz und gar ein Tatsachenschmensch geworden war, von einem bedeutenden Zweckmenschen, der auf die eigene Entwicklung nicht gern zurückblickte, weil ihm der Geist seines Werdens und Wachsens fremd geworden war, von einem Menschen der Handlung, der sich in die Poesie der Möglichkeiten, in den Sturm und Drang der Jugend nicht mehr versenken mochte. Das ist bezeichnend. Bismarck wollte in dem Buch, worin er von sich selber Rechenschaft gibt, nicht Ideen des Lebens bedenken, sondern geschichtliche Tatsachen feststellen und Ursachen seines Handelns klarlegen. Ihn interessierten selbst im Rückblick mehr die Absichten der Menschen, als das Gesetz, wonach sie handeln. Es herrscht in seinem Buch darum anspruchsvoll die Zeitlichkeit, und ein überzeitlicher Sinn tritt nur in Anmerkungen, in einzelnen Sätzen, zutage. Das Buch sagt unendlich viel aus von den Verhältnissen, in denen Bismarck gewirkt und die er geschaffen hat, es ist reich an Feststellungen und Personalien; über Bismarcks Menschlichkeit ist aber nur zwischen den Zeilen eini-

ges zu lesen. Es gibt nicht viele Leben, die so reich sind im Denken und Tun, im Wollen und Vollbringen; das Menschliche jedoch verbirgt sich. Trotz gelegentlicher Temperamentsausbrüche. Oder es ist das Menschliche, das zum Vorschein kommt, nicht immer so groß wie die Taten. Es ist nicht, wie bei vielen anderen Tatmenschen, wo die Persönlichkeit alles Vollbringen zu tragen scheint, wie Atlas den Erdball trägt, wo die Taten nichts zu sein scheinen wie der objektivierte Wille der großen Persönlichkeit; bei Bismarck scheinen vielmehr die Taten den Menschen zu tragen und zu heben. Und dieser Eindruck verstärkt sich, je länger man sich mit Bismarck beschäftigt. Darum lockt den psychologisch Beteiligten weniger die Geschichte des Politikers als vielmehr die Geschichte des Jünglings, die Geschichte der inneren Entwicklung. Die Zeitspanne von 1848 bis 1890 ist psychologisch wenig ergiebig, so reich sie auch ist an interessanten Einzelzügen. Nach 1848 sind die Taten wichtiger, vor dieser Zeit ist der Mensch wichtiger. Und forscht man nach, warum der reife Mann psychologisch fast ungreifbar bleibt, warum sein Wesen unbefriedigt läßt, während sein Handeln doch Bewunderung weckt, so fühlt man, daß irgendwo ein Geheimnis stecken muß. Ein Geheimnis, das es erklärt, warum man jetzt, wo die Parteileidenschaften verrauscht sind, für Bismarck weder rechte Liebe noch rechte Abneigung aufbringt. Man fühlt dauernd Respekt, bleibt aber im Innern unbeteiligt, es kommt nicht zu einem klassischen menschlichen Verhältnis, es bleibt eine Fremdheit. Und das ist, wo es sich um eine schon historisch gewordene Gestalt handelt, immer ein Beweis gegen diese Gestalt, nicht gegen

die Lebenden. Unwillkürlich gerät man darum in ein Suchen, um jenen Punkt zu erkennen, aus dem der ganze Mensch zu erklären ist. Und dabei gelangt man dann zu der bisher am wenigsten beachteten Periode seines Lebens, zu seiner Jugend.

In aller Jugend ist Unendlichkeit. Es ruhen darin viele Möglichkeiten der Entwicklung, und sie erscheint poetisch, eben weil eine bestimmte Wahl noch nicht getroffen ist. In jeder Jugend spiegelt sich die Menschheit; es ist darin eine Zweckfreiheit, die allem Tun eine höhere Notwendigkeit, eine lebendige Symbolik gibt. Dieser ideale Zustand muß aufgegeben werden, wenn der Jüngling sich entscheidet für ein bestimmtes Wirkungsgebiet, wenn er unter den Möglichkeiten eine Wahl trifft und sich freiwillig beschränkt, um nur zum bestimmten Handeln zu kommen. Aus der poetischen Vielseitigkeit der Jugend geht dann die realistische Einseitigkeit des Mannes hervor. Die Art nun aber, wie dieses geschieht, welche Entscheidung getroffen wird und wie sie getroffen wird: das ist ein Schlüssel zum Wesen des Menschen überhaupt. Alle Erziehungsromane, die seit dem Wilhelm Meister geschrieben worden sind, haben dieses Leitmotiv: zu zeigen, wie sich die schöne zweckfreie Unbestimmtheit der Entwicklungsjahre zur zweckvollen Bestimmtheit des Mannesalters wandelt. Denn die Art dieser Wandlung weist sowohl vorwärts wie rückwärts, sie enthält die Veränderungen, die im Charakter vor sich gehen, aber auch das Konstante darin. Der Vorgang ist symbolisch, es blitzt darin der Wert oder Unwert des Menschlichen, alles erhellend, auf.

Dem Leben Bismarcks ist dieser Vorgang nun ebenfalls von entscheidender Bedeutung gewesen. Wenn

irgendwo, so liegt dort der Schlüssel zur Erkenntnis seines Wesens. Darum soll im folgenden ein Blick auf die Entwicklung Bismarcks geworfen werden bis zu dem Augenblick, wo die lebendige Untätigkeit der Jugend von dem Tatleben des Mannes abgelöst wurde. Es soll untersucht werden, was gewonnen wurde und was geopfert werden mußte, als die Entscheidung getroffen wurde. Die Schlußfolgerungen ergeben sich dann von selbst.

## II

**E**s ist schon auf den Widerspruch hingewiesen worden, daß Bismarck während seines politischen Lebens das Standesgefühl des Landedelmanns, ja des Junkers stark betont, daß er sich als Sproß eines alten Geschlechts von preußischen Offizieren und adeligen Gutsbesitzern gefühlt und dennoch zumeist auf die Bürger gewirkt, bürgerliche Kräfte in Bewegung gesetzt und das bürgerliche Blut, das von mütterlicher Seite in ihm war, solchergestalt offenbart hat. Diese Spaltung von adelig und bürgerlich geht bei ihm tief ins Innere. Dem Willen nach war dieser Mann durchaus ein Sohn des väterlichen Geschlechts; ein Bismarck zu sein, erschien ihm wie seine göttliche Bestimmung, und nie hat er einen Gedanken geäußert, der darauf schließen läßt, daß er den Stand, in den er hineingeboren war, nur als eine Form unter vielen möglichen Formen betrachtet hat. Wie ihm denn das Leben überhaupt nicht als ein Spiel von Formen, sondern immer als eine „gottgewollte Ordnung“ erschienen ist. Gegen die bürgerlichen Bestandteile seines Wesens hat er offenbar eine gewisse Abneigung verspürt; er hat sich gegen die Einsicht gewehrt, geistig vor allem der Sohn einer bürgerlichen Mutter zu sein. Wobei es freilich unmöglich zu entscheiden bleibt, wie weit diese Abneigung auf eine persönliche Kälte zurückzuführen ist, die zeitlebens zwischen Mutter und Sohn bestanden hat, wie weit sie eine Wirkung der Lieblosigkeit ist, die der Knabe von der Mutter erfahren hat, oder inwiefern allgemeine Standesinstinkte im Spiel gewesen sind. Tatsache ist, daß Bismarck vom Wesen der Mutter mehr in sich hatte,

als er selbst es wußte und wissen wollte. Dem Bewußtsein nach war er preußischer Edelmann, der Struktur des Geistes und Gemüts nach aber war er auch ein Abkömmling des ehrgeizig nach oben strebenden Bürgertums.

Die Beziehungen zum Vater und zu dessen Vorfahren liegen offen da. Von ihnen hat Bismarck vornehmlich das Physische, den mächtigen Körper, die Kraft, die Gesundheit und das geistig Beharrende, die nüchterne Vernunft des Landmannes, die Unbekümmertheit, die ruhige Energie und eine gewisse Lust, die Dinge des Lebens humoristisch zu nehmen. Nur mit der Begabung des Sohnes, die schließlich doch das Wesentliche ist und die aus Bismarck erst gemacht hat, was er war, hat der Vater, haben die väterlichen Ahnen wenig oder nichts zu tun. Im väterlichen Geschlecht ist mancher Charakter anzutreffen, aber kaum ein Talent. Dagegen hat die Mutter offenbar jene Eigenschaften gehabt, die bezeichnend sind für die Mütter bedeutender Männer. Das Verhältnis von Bismarcks Eltern erinnert entfernt an das Verhältnis von Goethes Eltern. Auch dort war der Vater mehr ein Charakter, die Mutter überwiegend ein Temperament, auch dort war das seelisch geistige Übergewicht auf seiten der Mutter. Dieses ist in Goethes Elternhaus freilich nicht so stark hervorgetreten, weil Frau Aja eine heitere und liebenswürdige weibliche Natur war, wogegen die geborene Wilhelmine Louise Mencken ein kluger, aber kühler und ziemlich unliebenswürdiger Mensch gewesen sein muß. Darum drückte sie auch entschiedener auf ihren Mann und beherrschte das Haus sichtbar mit ihrem Willen. Sie kam aus einer Potsdamer Beamtenfamilie her, die

Beziehungen zum Hof hatte (der Vater war Geheimer Kabinettsrat des Königs) und in der, neben traditioneller preußischer Gesinnung, die Bildung der Zeit; die ehrgeizige bürgerliche Kultur jener Jahrzehnte um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts verkörpert war; sie kam aus einer Geistesschicht, die sich von seiten der Bildung als Verweser des humanistisch klassizistischen Zeitidealismus fühlte, ohne aber selbst lebendig ideell zu empfinden, aus einer Geistesschicht, in der der selbstlose, opferbereite Idealismus der reinen Geistesarbeiter sich in einen Trieb nach oben, in kulturpolitischen Ehrgeiz verwandelt hatte. Wilhelmine Louise Mencken war in ihrer Umgebung schon gesellschaftlich gefeiert, um ihrer Schönheit und Klugheit willen, als sie sich, erst siebzehnjährig, mit Ferdinand von Bismarck verlobte. In dem geistesstarken jungen Mädchen war der ganze Bildungsdrang der Familie Mencken, all die kritische Verstandesschärfe, die intellektuelle Beweglichkeit und der Vornehmheitstrieb ihrer Vorfahren. Und diese Eigenschaften trug sie dann hinüber in das Bismärckische Stammhaus. Sie hat auch als Frau von Bismarck und als Mutter von sechs Kindern (wovon drei starben) ihre geistige Regsamkeit bewahrt und fortgesetzt ehrgeizig auf ihre Kinder einzuwirken gesucht. Das vierte Kind, Otto, hat sich zwar diesem Erzieherehrgeiz, der seiner Natur zuwider war, zu entziehen gesucht; nichtsdestoweniger trug er die Anlage der Mutter in sich. Er hat der Mutter nie die Herzenskälte vergessen, die sich, zum Beispiel, darin äußerte, daß sie den Kindern jahrelang den geliebten Ferienaufenthalt verweigerte, oder darin, daß sie die Söhne zu Erfolgen antrieb, die

ihnen nicht lagen; auch sprach er nicht gern von der Mutter, die ihm zu herrschsüchtig und kritisch war, und überhaupt nicht gern von den Menckens, deren Art ihm wohl zu städtisch intellektuell und höfisch bürokratisch gewesen ist. Eben durch diese Abneigung hat er aber verraten, daß er fühlte, wie stark das Menckensche Erbe auch in ihm war. Daß er sich zeitlebens absichtsvoll mehr zum Vater bekannt hat, ist kein Beweis, er sei diesem geistig sehr verwandt gewesen. Im Gegenteil, es ist äußerst bezeichnend, daß der typische Kampf, der sonst zwischen Vater und Sohn stattfindet und der nach einem Gesetz der Natur vor sich gehen muß, wenn verwandte Willenstriebe, die auf der Sohnesseite emporstreben und auf Vatersseite sich zu überleben beginnen, miteinander um die Oberherrschaft kämpfen. Der Streit von Vätern und Söhnen ist so alt wie die Welt, und es werden die Bedingungen dafür mit jedem Geschlecht neu geschaffen, er tritt auf mit der Regelmäßigkeit der Frühlingsstürme. Um so mehr fällt es auf, daß zwischen der eigenwilligen Persönlichkeit Otto von Bismarcks und dem Vater dieser Kampf nicht ausgetragen worden ist. Dagegen hateinerbitterter Kampf stattgefunden, wenn auch stiller und äußerlich rücksichtsvoller, zwischen dem Sohn und der Mutter. Wenn sonst nichts für die innere Verwandtschaft beider spräche, dieser Kampf würde dafür sprechen. Es sind stets gleiche Kräfteströme, die sich abstoßen. Der berühmte Streit zwischen Friedrich Wilhelm dem Ersten und dem jungen Friedrich war ein typischer Kampf von Alter und Jugend. Denn beide waren einander in der Anlage sehr ähnlich, was im Alter Friedrichs des Großen ja deutlich offenbar geworden ist;

sie gerieten hart aneinander, eben weil sie sich ähnlich waren. Daß in dieser Weise nun aber an die Stelle des Vaters die Mutter tritt, ist äußerst selten. Wenigstens ist es selten bei Söhnen, die später große Männer werden. Selten aber ist es, weil in einem solchen geistigen Kampf zwischen Sohn und Mutter etwas Unnatürliches ist. Denn es tritt das Geschlecht hinzu und verschärft oder verwirrt den Konflikt. Das Liebesgefühl von Mutter und Sohn muß leiden, und es muß dem geistigen Kampfe eine dauernde Entfremdung folgen. Wenn Sohn und Vater sich bekämpfen, so folgt für den Sohn immer eine Zeit, wo er den Vater besser versteht, wo er die innere Verwandtschaft fühlt und infolgedessen mit dem dann Gestorbenen eine Art von Kultus zu treiben beginnt. Diese späte Rechtfertigung gibt es einer Mutter gegenüber nicht. Es ist eine Verrenkung des natürlichen Verhältnisses, wenn die Mutter im Kampf von Alter und Jugend die Stelle des Vaters einnimmt, wenn sie auf den Sohn nicht vornehmlich von seiten des Gefühls wirkt, sondern von seiten des Willens, des Geistes und Charakters, wenn sie führen will, wo sie folgen, wenn sie zum Streit aufregt, wo sie beschwichtigen sollte. Diese Unnatur hat Bismarck offenbar stark empfunden, denn er hatte, von väterlicher Seite, viel Sinn für gesunde Natur. Während er entscheidend von der Mutter beeinflusst wurde, hat er der Mutter gegenüber fast Abneigung empfunden, während er ihre Anlagen ins Männliche übersetzte und eigentlich erst erfüllte, stellte er vor sich selber jede Abhängigkeit vom Menckenschen Geiste in Abrede. Wenn Bismarcks Wesen, im ganzen genommen, fast zu männlich wirkt, wenn es gar zu eingeschlechtlich anmutet, so ist es vor

allem auf Rechnung des mütterlichen Einflusses zu setzen. Die mütterliche Natur ist offenbar männlich gewesen, ihr hat das blühend Weibliche gefehlt. Sie war fein aber scharf, zart und vornehm, doch nicht sinnlich, schön aber nicht weiblich gut. Von ihr hat der Sohn den Herrschtrieb, den plänereichen Machtwillen und die berechnende Skepsis. Von ihr hat er auch jene Gemütskälte geerbt, die ihm in seinem praktischen Politikerleben gut zustatten gekommen ist, eine unsentimentale Art, die Dinge zu sehen und das Leben zu ergreifen, die in Deutschland selten ist. Von mütterlicher Seite her war Bismarck, von einigen unwesentlichen Nebenzügen abgesehen, unromantisch und in einer nicht phantasielosen Weise rationalistisch. Und mütterliches Erbteil ist auch die immer wiederkehrende Betonung der guten Erziehung, die Abneigung gegen jede Art von Formlosigkeit, selbst wenn sich Wertvolles darin verbarg. Jedenfalls hat Wilhelmine Louise Mencken in das alte Geschlecht derer von Bismarck einen neuen Geist gebracht, sie hat dem Blut ein Bestandteil hinzugefügt, das ihm gefehlt hatte, um das Talent hervorzubringen, sie hat das Treibende hineingebracht, das Bewegende. Und auch ein neues Selbstbewußtsein. Endlich hat die Mutter dem Sohn auch körperliche Eigenschaften vererbt: eine gewisse Zartheit und Nervosität, die der Robustheit der Bismarck sonst fremd gewesen war, eine Kränklichkeit, die die starke Konstitution von väterlicher Seite verfeinerte und vergeistigte. Es ist, als hätten die Menckens das etwas dickflüssige Blut des Bismarckschen Geschlechts dünner gemacht, so daß es schneller fließen konnte; was früher Muskel gewesen war,

was es im Vater noch war, wurde in Otto von Bismarck Nerv.

Ein Widerspruch in Bismarcks Natur war es nun, daß er sich selber diese Einflüsse nicht zugab. Es ist Absichtlichkeit darin, wie er sich als ein preußischer Landedelmann gegeben hat, wie er sich selbst zu einem reinen Produkt seines Standes und seiner Umwelt erzogen hat. Seiner Anlage nach war er keineswegs ein typischer Junker, doch hat er verstanden, es zu scheinen. Allen gegenüber – nur nicht den Junkern selbst gegenüber. Diese haben früh in ihm einen heimlich Abtrünnigen mit fremden Instinkten oder doch mit einem ihnen unheimlichen Temperament gewittert. So viel Talent war in ihrem Kreise von vornherein verdächtig. Die Menge der Deutschen dagegen sieht noch heute in Bismarck den preußischen Aristokraten an sich; und auch die Biographen weisen nachdrücklich immer auf Stand und Umwelt, um den Schluß zu ziehen, aus diesem besonderen Boden sei organisch das Genie erwachsen, nur aus solchem Boden hätte es erwachsen können. Wer so schließt, übersieht, daß man auch anders folgern kann, ja, daß man es eigentlich tun muß. Niemals ist das Genie aus Stand, Herkunft und Umwelt zu erklären. Im Gegenteil, alles dieses überwindet es; während es daraus hervorgeht, schwingt es sich über alle Bedingtheiten hinaus, läßt es die Herkunft fast zufällig erscheinen. Ein Mensch, der sichtbar aus Herkunft und Umwelt hervorwächst und zeitlebens einen bestimmten Standesgeist nicht verleugnet, kann, wenn er sonst die persönlichen Eigenschaften hat, ein großer Charakter sein. Der Charakter bedarf der Wurzelhaftigkeit, ihm wird der im höheren Sinne zufällige

Lebens- und Wirkungskreis zum Schicksal, er kann aus einer bestimmten Umwelt nie ganz heraus: das ist seine Kraft, die Kraft seiner Beschränkung. So betrachtet, widerstreben einander aber Genie und Charakter. Jenes wendet sich an die Menschheit, so sehr seine Arbeit auch einem einzigen Volk gewidmet zu sein scheinen mag, und dieser bleibt im Nationalen, so weit die Wirkungen seiner Taten auch über das Nationale hinausreichen mögen. Das Genie überwindet die Zeit und wird allen, wes Standes, welcher Herkunft, welchen Bildungsgrades sie auch seien, zum Vertrauten, weil es, um seiner Unabhängigkeit willen, um seines Standpunkts oberhalb des Zufalls der Geburt willen, ein Kind der Menschheit ist; der Charakter aber bleibt im Zeitlichen, weil er mit einem ganz bestimmten Wollen auf bestimmte Menschen und Verhältnisse wirkt und ganz nur von seinesgleichen verstanden werden kann. In diesem Sinne war Bismarck nur ein großer, mit starken Talenten gesegneter Charakter, hervorgewachsen aus einer sozial sich absondernden Umwelt und deren Gesetzen und Sitten gehorchend. Dem, was daneben genialisch in ihm war, hat er nie unbedingt vertraut, ihm ist er nie rückhaltlos gefolgt. Nie hat er an den Privilegien seines Standes, an seiner adeligen Bevorrechtung gezweifelt, er glaubte sich in eine „gottgewollte Ordnung“ hineingeboren, er nahm den Zufall der Geburt als Gesetz an und gründete darauf sein Weltgefühl. Nur aus einer Gesinnung, deren charaktervolle Gradlinigkeit mehr in die Vergangenheit weist und auf die geschichtliche Aufgabe des preußischen Adels als in die demokratisch sich wandelnde Zukunft, ist die ungemeine Sicherheit und Bestimmtheit, die

dem Wesen Bismarckseigentümlich war, zu verstehen. Das stark ausgebildete Standesgefühl hat es verhindert, daß dieser Mann die Formen des Lebens jemals bedingt gesehen hat. Er sah sich und die Dinge immer sehr absolut. Das hat seine politische Tätigkeit erfolgreich gemacht, hat diese Tätigkeit zugleich aber auch mit festen Zeitschranken umgrenzt. Bismarck hat als Gutsbesitzer ernsthaft arbeiten, hat in schwierigen Zeiten sein Eigentum verteidigen und mehren müssen, er war nichts weniger als ein sorgenloser Großgrundbesitzer; vom ersten Tag ab aber stand er sicher auf eigenem Boden, seine Existenz war nie in Frage gestellt, der Not hat er nie ins Auge gesehen. Und das hat ihn blind gemacht für den sozialen Kampf, für die still aber schnell ins Riesenhafte wachsende Not der Zeit. Seine Herrennatur wuchs in einem Lebenskreis heran, in dem der Vater und dann er selbst wie kleine Könige herrschen durften, in dem sie Obrigkeit, Richter, Kirchenpatron und Polizei waren, in dem die Dynastie alles galt, weil die Macht der Landedelleute gewissermaßen ein Teil der dynastischen Macht und ihr grundsätzlich gleichberechtigt war, den sich die Vorfahren als Soldaten ihres Königs durch treue Dienste und in vielen Schlachten erobert, den sie dem Kolonialgebiet des Ostens durch die Arbeit vieler Generationen abgerungen hatten. In diesen Lebenskreis drang kein Zweifel, und es wurde darum nie die Konvention erschüttert, so frei die Persönlichkeit sich auch zuweilen ausbildete. In solcher Umwelt wurde der junge Bismarck von den Zuckungen des revolutionären Geistes nicht beunruhigt, er wurde nicht einmal beunruhigt von Temperamentsausbrüchen mächtiger Persönlichkeiten oder seltener

Begabungen. Er sah sich umgeben von einer starken, nüchternen Tüchtigkeit – und sie war ihm als Umwelt eben recht. Er kannte nicht das Gefühl aller genialisch schwärmenden Jugend, die das Vaterhaus und den ihr zugewiesenen Lebenskreis verachtet und meint, mit ihr begänne nun erst eigentlich das Leben, die mit geistig physischem Freiheitsbedürfnis an den Pfosten des Gesellschaftsbaues rüttelt und durch hundert Verneinungen zur schöpferischen Bejahung gelangt. Bismarcks Jugendphantasie schweifte über die Standesgrenzen nie weit hinaus, es war in ihm nichts vom Empörer. Der Knabe schon sah in Tell und Brutus nur Mörder; ihm waren preußisch monarchische Gefühle nicht so sehr angeboren, wie er selbst gesagt hat, sondern er selbst hat sie sich bewußt anezogen. Und zwar in demselben Maße – das zu wissen ist wichtig –, wie er seine Herkunft auch vom bürgerlichen Intellektualismus, wie er das geistige Erbteil der Mutter in sich unterdrückte. Er betonte sein Junkertum, weil er dem innersten Wesen nach kaum zur Hälfte ein Junker war, weil er sich aber beweisen wollte, er sei es ganz. Er betonte sein Junkertum, weil er dort festen Boden für seine mächtigen Charakterkräfte spürte und weil er sich selbst zunächst nicht als Genie einschätzte. Es kamen verschiedene Ursachen zusammen, die ihn zeitweise das Standesbewußtsein übersteigern ließen; eben diese Übersteigerung aber offenbart, daß Bismarck eine gewisse Schwäche seiner rein menschlichen Lage, ungeachtet der äußeren Vorteile dieser Lage, dunkel empfand.

Diese Hingabe an Stand und Umwelt ist der Charakterbildung sehr günstig gewesen, nicht aber dem

Leben der Ideen. Während der Standesgeist Bismarck zu einer schönen und klaren Vernünftigkeit erzog, verhinderte er die Entfaltung dessen, was nicht nur dem Wortklange, sondern auch der tieferen Bedeutung nach mit der Idee zusammenhängt: des Idealismus. Und das Erbteil der Mutter trieb die Entwicklung nach derselben Seite. Der Sohn erbte von der Mutter Geistesschärfe, kritische Einsicht und eine ungemaine Beweglichkeit des Verstandes; wie aber die frauenhaft rationalistische Louise Mencken selbst wohl eine Vertreterin des bürgerlichen Idealismus war, ohne selbst der inneren Struktur nach Idealistin zu sein, so war auch der Sohn nicht Idealist, obwohl er berufen war, der Vollstrecker des politischen Idealismus der Deutschen zu werden. Er war nicht Idealist insofern, als er die Menschen und die Dinge von früh an gelten ließ, wie sie sind, als er nicht den Drang hatte, beide nach Vollkommenheitsvorstellungen, die sich dem Ideenträger darstellen wie Forderungen des Weltgeistes an die Menschen, zu verändern. Was Bismarck bewegte, war Wille zum Handeln, und es galt ihm ursprünglich gleichviel, welcher Art die Handlungen seien. Als Mann der Handlung betonte er folgerichtig dann aber vor allem eine geistige Eigenschaft, die von der Mutter stammte und sich im Standesmilieu ausgebildet hatte: Rationalismus.

Die Erziehung hat an diesem eingeborenen und unbewußt gepflegten Trieb zum Rationellen nichts geändert. Zwar kam der Siebenjährige schon in der Plamannschen Lehranstalt in Berlin, die nach Prinzipien Pestalozzis betrieben und wo mit einem gewissen Spartanertum kokettiert wurde, in Berührung

mit deutsch-nationalen Ideologien; doch färbte diese Gesinnung nur ganz obenhin ab. Bei der Teilnahme war mehr Konvention, mehr die Unmöglichkeit, sich auszuschließen, als ein innerer Drang. Sammelt man alle biographischen Tatsachen der Knabenzeit, so fällt es auf, daß der junge Bismarck, dessen Innenleben doch sehr reich gewesen sein muß, in dem sich die Kräfte des späteren Lebens schon mächtig geregt haben müssen, nie eigentlich ein schwärmerisches oder nur ein herzliches Verhältnis zu den Klassikern der deutschen Literatur, zur Gedankenwelt des deutschen Idealismus und der deutschen Romantik gehabt hat. Niemals hat er mit allen Sinnen in dieser geistigen Atmosphäre gelebt, niemals hat er sich für Ideen der Freiheit begeistert, niemals sich fortreißen lassen von der Liebe, von dem Humanismus der großen Dichter und Denker. Er hat im Instinkt nicht eigentlich teilgenommen an den geistigen Kämpfen und Sorgen der Zeit, es hat die allgemeine Sehnsucht in dem Knaben nicht machtvoll dunkel gewirkt, er ist nicht begierig gewesen nach hohen Vorstellungen von Wahrheit und Schönheit. Wir sehen nicht einem Knaben zu, bewegt von unaussprechlicher Liebe zur Welt und zu den Menschen, sondern einem Knaben, erfüllt von einem starken Lebens- und Naturgefühl, erfüllt nicht von Ideen, sondern von sich selbst, von der eigenen Kraft und Fülle und von dem Trieb, diese lebendige Kraft zu brauchen. Was den Knaben vor andern ausgezeichnet hat, ist sicher nicht ein stürmisch oder versonnen sich äußernder genialer Idealismus gewesen, es ist vielmehr etwas nahezu Physisches gewesen. Auch die Phantasie des Knaben war, nach allen Nachrichten,

aufs Physische gerichtet. Der ergreifendste Zug ist die ununterdrückbare Sehnsucht nach dem Lande, nach dem Gut in Pommern, nach der freien Landschaft, den einfachen Menschen und den Tieren des Guts. Der Knabe wirkt in jedem Zug, auch wenn man das Bildnis des Elfjährigen von Franz Krüger betrachtet, wie ein Stück saftiges Leben, wie der Träger von Ideen wirkt er in keinem Zuge. Weder als Zögling der Plamanschen Anstalt, noch später als Schüler des Gymnasiums in Berlin. Am bemerkenswertesten erscheint eine frühreife Sicherheit, zu denken, zu empfinden und eine schöne Herzhaftigkeit, die Dinge und das persönliche Verhältnis zu ihnen zu bestimmen; es ist im Charakter des Knaben nichts Verschwommenes und Problematisches.

Und das ist später nicht anders geworden. Als Bismarck, siebenzehnjährig, nach Göttingen ging, um sich, einem ehrgeizigen Wunsche der Mutter folgend, juristisch zum Diplomatenberuf vorzubereiten, war er keineswegs ein überschwänglicher Student. Die deutsch-nationale Bewegung – das Hambacher Fest fiel in jene Zeit und der Sturm auf die Wache in Frankfurt a. M. – stieß ihn ab, und ihre Träger, die Burschenschafter, waren ihm unleidlich. Es ist sehr geistreich, was der alte Bismarck von den Burschenschafftern jener Zeit angemerkt hat, sie seien ihm unangenehm gewesen durch die „Mischung von Utopie und schlechter Erziehung“. Es wird diese Kritik zweifellos richtig sein, und jedenfalls verrät es einen erstaunlichen Menschenverstand, wenn der Siebenzehnjährige wirklich schon so gedacht hat. Nur daß dieser skeptische Menschenverstand einem gar so wenig im Munde eines jungen Studenten gefallen will. Es ist

kein gutes Zeichen für Bismarck, daß er von dem Rausch, von der Utopie jener Zeit nicht ergriffen worden ist, daß sich der idealistische Radikalismus der Zeit seiner so wenig bemächtigen konnte, und daß ihn schlechte Manieren zu sehr abstießen, um dahinter das menschlich Schöne zu erkennen. Diese allzu kritische, standesbewußte Haltung des Jünglings läßt auf Kälte schließen, auf Mangel an menschlichem Interesse. Bezeichnend für Bismarck ist dann auch, daß er in Göttingen Korpsstudent wurde, daß es ihm fatal war, oppositionell zu sein oder zu scheinen, und daß er die gute Erziehung des Korps dem Ideologentum der Burschenschaften vorzog. Es bewies in dieser Zeit körperlichen Mut, es zeigt sich schon die „Courage“, die ihn sein Leben lang ausgezeichnet hat; in seiner Weltanschauung aber war er nicht kühn. Die Messuren sprechen für ein herzhaftes Draufgängertum, kein Wort aber verrät eine schöpferische geistige Unabhängigkeit oder nur den Wunsch danach. Alles deutet auf Lust an der Handlung und auf Freude am physischen Selbstgefühl, nichts aber auf revolutionäre Geistigkeit. Das erklärt die Frühreife. Es war nicht viel Gärendes zu klären. Unruhe entstand in diesem Geiste nur, wenn der Stoff zum Tun, zum Handeln, zum Sichausleben fehlte. Mit siebzehn Jahren schon hat Bismarck sich nie ganz hingeeben, so übermütig er sein, so viel Studententreiche er ersinnen und ausführen konnte. Physisch war er im gewissen Sinne unbändig, nicht aber gefühlsmäßig. Aus den Briefen und überlieferten Äußerungen dieser Zeit spricht eine ungewöhnliche Bestimmtheit und Geradheit der Empfindung, doch wird auch deutlich, daß der Jüngling immer nur eines

zurzeit empfinden konnte, daß er nicht bedrängt wurde von vielen Möglichkeiten zugleich. Er stand über dem Leben nur von seiten seiner Unbekümmertheit und seines Kraftbewußtseins, nicht von seiten der Idee.

Schon in Göttingen und später während der Schlußsemester, der Auskultatorenprüfung in Berlin und während der Referendarjahre in Aachen und Potsdam zeigte Bismarck die merkwürdige Fähigkeit, die ihm später im politischen Leben große Vorteile gewährt hat, eine Fähigkeit, die Menschen, mit denen er zu tun hatte, zu verduzzen. Er verduzzte die Menschen durch eine Sicherheit, die nichts mit alberner Schneidigkeit zu tun hatte, die vielmehr gegründet war auf einer merkwürdigen sachlichen Unbeirrbarkeit, auf einer Einseitigkeit von höchster Intelligenz und auf dem berechtigten Bewußtsein, von seiten der Energie, des Empfindens und des Verstandes höher zu stehen als die ganze Umgebung. Ein natürlicher Menschenverstand war Bismarck angeboren und wurde in den Studentenjahren, im Verkehr mit Freunden, Vorgesetzten und Lebensgenossen systematisch ausgebildet. Bismarck war nicht der Mensch, die Dinge in ihren tiefsten Zusammenhängen zu sehen, aber er war der Mann mit sachlichen Urteilen, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Er war im Kern unromantisch, darum war er vor Phrasen gefeit; er war Rationalist von Natur, darum blieben ihm Umwege und Irrtümer gefährlicher Art erspart; er war ganz ein Mensch der Handlung, darum war er sicher vor den Verführungen des Gefühls und des Denkens. Stets hat er zu wirken verstanden, als hätte er sich längst die Zweifel und Erkenntnissorgen, die unsere größ-

ten Denker geplagt haben, an den Schuhsohlen abgelaufen, während er in Wahrheit die Zweifel beiseitegeschoben hatte mit seinem Lieblingswort: all nonsense! Sie waren nicht da, wenn er nicht wollte. Und doch war er weder frivol noch oberflächlich; sein Geheimnis war, an seine Grenzen zu glauben und sie für Grenzen der Menschheit zu halten. Das war seine Sicherheit. Ihm kam ein wundervoll arbeitender Verstand zu Hilfe und ein Charakter, der von grober Eitelkeit ganz frei war, der also von vornherein vor vielen Selbsttäuschungen und halben Lügen bewahrt blieb. Da Bismarck aber stark das Bewußtsein seines überlegenen Verstandes und seiner ungebrochenen Natur hatte, da er seine Unbescholtenheit stark fühlte, gab er sich so geradezu und überlegen, daß er die Menschen durch sein bloßes Dasein schon verduzte. Die Vorgesetzten und die Untergebenen. Dadurch war ihm vorherbestimmt, gut zu befehlen und schlecht zu gehorchen. Eine Natur, wie seine, konnte sich unmöglich wohlfühlen in der juristischen Umgebung, bei der Abfassung von Protokollen und Urteilen. Darum ist seine ganze Referendarzeit eine Zeit des Widerstandes gegen den Bürokratismus, eine Zeit des Berufsüberdresses. Er wußte noch nicht, wozu er da sei, und suchte nach einer Tätigkeit, die seiner mächtigen Lebenskraft gemäß wäre. So entstand der Plan, die Staatskarriere zu verlassen und gemeinsam mit dem Bruder Bernhard die pomerschen Güter zu bewirtschaften. Und dieser Plan konnte um so leichter verwirklicht werden, als die ehrgeizige Mutter damals schwer krank in Berlin lag und bald darauf einem Krebsleiden erlag.

Vom Jahre 1839 ab ist Bismarck ungefähr ein Jahr-

zehnt lang Landedelmann gewesen. In dieser Zeit hat er sich recht eigentlich vorbereitet auf seine politische Sendung. Das heißt: er hat sich vorbereitet, ohne eigentlich etwas zu tun, indem er die Kräfte in sich wachsen und reifen ließ. Er selbst hat später von „zehn Jahren eines geistig trägen Landlebens“ gesprochen. Zuerst beschäftigte er sich eingehend mit der landwirtschaftlichen Arbeit und glaubte dort sein Tätigkeitsfeld gefunden zu haben. Über seine Denkart berichtet ein Brief aus dieser Zeit, den er einer Verwandten, der Gräfin Bismarck-Bohlen, geschrieben hat, als sie ihm seine Desertion aus dem Staatsdienst vorwarf. In diesem Schreiben kommt der Unabhängigkeitssinn Bismarcks schön zum Ausdruck, seine Begierde, selbständig zu arbeiten, auf eigenem Grund unter eigener Verantwortung zu stehen und in „Meinung und Handlung“ eine Persönlichkeit aus sich zu machen. Bismarck hat in diesem Brief von seinem Bedürfnis gesprochen, mehr noch „nicht zu gehorchen als zu befehlen“ und sich seiner kleinen Souveränität jeden Tag wieder zu erfreuen. Darüber hinaus ist aber von großen Zielen, Ideen und Taten nicht die Rede. Merkwürdig ist höchstens die Stelle, daß es ihn leidenschaftlich interessieren könnte, in politisch erregten Zeiten Mitspieler zu sein, daß aber auch dieser Wunsch schließlich eitel sei. Der Grundton des Briefes ist eine charaktervolle Resignation, die aber natürlich auf Selbsttrug beruht. Was Bismarck damals, als er die Güter übernahm und zu bewirtschaften begann, am meisten beglückte, war wohl der Umstand, daß er seiner leidenschaftlichen Naturliebe nun folgen konnte. Die freie Luft, der weite Horizont waren dem starken Jüngling ein

Lebensbedürfnis. Man stellt ihn sich in dieser Zeit am besten zu Pferde vor, über Äcker und Landstraßen reitend. Das neue Glück, in der Natur zu leben, wechselte er dann wohl mit der Liebe zur landwirtschaftlichen Arbeit. Zudem liebte er wirklich die patriarchalischen Gewohnheiten seines Standes, er hatte zu seinen Bauern und Arbeitern ein menschlich gutes Verhältnis, er genoß die tägliche Arbeit und die Schicksale des Landmanns, die Jahreszeiten und Wetter so intensiv, daß er dadurch für das ganze Leben einen Bildervorrat ansammelte, sein Denken wurde noch mehr als bisher anschaulich sachlich, und er lebte so stark, daß er sich zeitweise einredete, glücklich zu sein. Hier offenbart sich vielleicht Bismarcks höchster Idealismus: in seinem Naturgefühl. Doch zeigt es sich auch, daß diese Idealität im Grunde nichts anderes war, als selbstherrliche Lebenskraft. Die Liebe zum neuen Beruf, zur Gutsverwaltung, erlahmte darum auch sehr bald, das Interesse schrumpfte zum Pflichtgefühl ein; der Lebensdrang, gesund erhalten in der freien Luft, blieb aber, ja er wuchs noch. Und damit war eine neue Lage gegeben.

Die Jahre des Landjunkers, nachdem das erste Interesse an der Gutsarbeit verflogen war, sind die Jahre des sogenannten „tollen Bismarck“. Diese „Tollheit“ ist ihm nachgesagt worden von seiner Umgebung, von den Familien der Nachbargüter, von den Bauern und Arbeitern. Daß diese alle zuverlässige Zeugen sind, will nicht einleuchten. Denn jene Epoche um 1840 war, vor allem auf dem Lande, durch Geistesfreiheit nicht eben ausgezeichnet. Es waren Jahre eines wohlmeinenden Philistertums, und man brauchte nicht weit vom breiten Pfad abzuweichen, um für

wild und toll zu gelten. Das Urteil, vornehmlich in den adeligen Familien, war konventionell und prüde; diesen Kreisen mußten alle Persönlichkeiten mit starker Handlungsfreude gefährlich und bedenklich erscheinen. Sammelt man die Züge aus Bismarcks Leben, die aus jener Zeit überliefert worden sind, so steht ein lebhafter, schlanker und hoher junger Mann vor uns, der das Bedürfnis hatte, aufgespeicherte physische Kräfte auszutoben, sich körperlich zu ermüden und eine quälende Tatlosigkeit durch Kraftstücke zu überwinden. Auch jetzt finden wir aber keinen Menschen, in dem es revolutionär gärte. Der „tolle Bismarck“ hat keinen Augenblick aufgehört, ein Edelmann zu sein und seinem Standesgefühl zu leben. Die Unruhe äußerte sich darin, daß der junge Gutsherr weite Ritte bei Tag und Nacht unternahm, daß er verwegene Reiterstückchen ausführte und mit seiner Gesundheit *va banque* spielte. Er ist viele Male mit seinem Pferd gestürzt, er war immer zum Zweikampf bereit, er war wagemutig als Jäger, Schwimmer und Segler, war ein fester Trinker, ein starker Raucher und ein großer Esser. Aber das alles war nicht eben „toll“. Die Gärung war mehr physisch als geistig. Moralisch hat er eigentlich nie Unerhörtes oder nur Bedenkliches gewagt. Die Überlieferung weiß nicht einmal von verwegenen Spielpartien, und noch weniger von erotischen Abenteuern. Dieser letzte Punkt ist wichtig. Nicht nur in späteren Jahren hat Bismarck gegen erotische Abenteuer eine geradezu pedantische Abneigung gehabt; von früh an war ihm das Erotische fatal. Darin war er ein merkwürdig reiner Mensch, er war darin fast philiströs. Ein paar Mal ist er heftig verliebt gewesen. Einmal in Aachen,

dann in Wiesbaden, und später ist er in Pommern mit einem Antrag abgewiesen worden. Jedesmal scheint er erregt und stark ergriffen gewesen zu sein; jedesmal hat er hinterher aber auch seine „Romantik“ verspottet und „die Vernunft siegen lassen“. Er war stets ein wenig ängstlich, sich zu sehr hinzugeben. Auch ist es charakteristisch, daß er eine Vorliebe hatte für Engländerinnen, für kühle Schönheiten. Was seinen Liebesabenteuern ganz fehlt, ist das, was die Gesellschaft „Sünde“ nennt. Das ist vornehm. Aber, so paradox es klingen mag, auch dieser Zug spricht mehr für den Charakter als für das Genie. Das Genie wandelt vom Himmel durch die Welt zur Hölle, es hat die „ganze Leier“, es empfindet das Höchste wie das Tiefste, es verliert sich scheinbar, um sich desto herrlicher wiederzufinden, es weicht dem Schmutz nicht aus, weil auch der Schmutz menschlich, ja vielleicht das Menschlichste ist, weil in ihm die Wurzeln des Lebensbaumes ruhen, dessen Wipfel frei und hoch in die Lüfte ragen. Bismarcks „tolle Jahre“ waren nicht eine Prinz Heinz-Periode. Das Erotische hat sich seiner nie ganz elementar bemächtigt. Und darum ist ihm eine wichtige Pforte der Erkenntnis wenigstens verschlossen geblieben. Es deutet diese lauwarme Erotik auf einen Mangel an Phantasie. An einem wichtigen Punkt hat sich zwischen ihm und die Menschen eine gesellschaftliche Konvention geschoben. Er hat das Erotische weder roh praktisch aufgefaßt wie Napoleon, noch neigte er irgendwie dem Perversen zu, wie Friedrich von Preußen; er empfand das Erotische gut bürgerlich und konventionell. Dieses ist der Punkt, wo man daran denkt, daß all seinem Denken und Tun eine gewisse Ero-

tik, eine gewisse Wärme und Sinnlichkeit gefehlt hat. Nie hat er in seinem späteren Leben darum auf Frauen gewirkt, auf die Einbildungskraft der Frauen, immer nur auf den Zwecksinn der Männer. Er hatte, auch im Erotischen, zu viel Ehrgefühl, zu viel Standesbewußtsein, er war selbst dort nicht ganz unbefangen und ursprünglich. Sein Temperament war in den „tollen Jahren“ stürmisch, aber es fehlte ihm der allmenschliche Zug. Es war in den wildesten Augenblicken noch fast reaktionär gerichtet. Bei einem Fünf- und zwanzigjährigen! Bismarck hat oft verdutzt in dieser Zeit durch die Bestimmtheit und Geradheit seiner Meinungsäußerungen, niemals durch die Neuheit und Kühnheit seiner Gedanken. Neu erschien manches nur durch die Frische und Unbedingtheit der Form. Der Landedelmann hat sein Leben zuweilen für ein Nichts riskiert, er hat in Sturm und Drang sogar den Wert des Lebens an sich bezweifelt und sich melancholisch skeptischen Betrachtungen hingegeben, doch hat er nie an der sozialen Ordnung gezweifelt oder sich selbst bedingt gesehen. Es wäre der Stoff für einen Helden in ihm gewesen, wenn nicht das Wichtigste gefehlt hätte: die schöpferische Unruhe, die Idee, die Mystik, deren Wurzeln im „Sündhaften“ ruhen. Unverkennbar ist nur die vergeistigte Lebensfülle. Sie kommt in vielen Äußerungen und Handlungen zum Ausdruck, sie spricht aus den Briefen, und ihre Atmosphäre umgibt die Gestalt in allen Lebenslagen. Sie äußert sich vornehmlich in dem bis zum Genialen gesteigerten Naturgefühl, in dem das Künstlerische allerenden wetterleuchtet. Das Lebens- und Naturgefühl macht den jungen Bismarck dichterisch. Bemerkenswert ist seine Fähigkeit, die

Sprache zu meistern, mit wenigen Worten einen Eindruck zu veranschaulichen und mit leicht hingeworfenen Sätzen Entscheidendes anzumerken.

Während Bismarck auf Taten wartete, die seiner sich aufspeichernden Kraft genügen konnten, ließ er sich treiben: das war seine „Tollheit“. Bis er spürte, daß der Punkt erreicht sei, wo er sich entscheiden mußte. Dann entschied er sich. Aber nicht eben wie ein „Held“. Er las in jener Zeit vieles, wenn auch ohne System, und ohne daß ihm die Bücher eigentlich zu Erlebnissen wurden. So hat er Spinoza gelesen, Hegel und die nachhegelianischen Philosophen, er hat Geschichte getrieben, in vielen Dichtern seiner Zeit geblättert und zu Byron sogar ein innigeres Verhältnis gefunden. Es ist aber nicht überliefert und aus keinem Wort klingt es hervor, daß Goethe ihm wie ein Ereignis erschienen ist, daß er sich kämpfend mit Kant auseinandergesetzt hat, oder daß ein anderer Klassiker ihn schicksalhaft berührt hätte. Er ist nicht in jenem hohen Sinne „gebildet“ gewesen, wie Goethe es verstand und wie der Staatsmann Wilhelm von Humboldt es noch gewesen war. Einzig Shakespeare scheint ihm menschlich mehr gewesen zu sein. Doch ist es auch wieder nicht so ungemein genialisch, wie es immer hingestellt wird, wenn uns der junge Bismarck gezeigt wird, wie er im Kahn liegt, die Entenflinte neben sich, eine Sektflasche zur Hand und dazu Shakespeare lesend. Der junge Proletarier, der in schmutzigen Budiken, beim Schein trüber Lampen und inmitten wüsten Kneipenlärms, Schiller oder Kant studiert, ist wenigstens ebenso originell. Und dieses Bild ist ja nicht eine willkürliche Konstruktion. Es ist viel auch die Rede gewesen

vom Weltschmerz des jungen Bismarck und von seiner philosophischen Skepsis, es wird von dem Lebensüberdruß berichtet, aus dem heraus er das Dasein ein Schattenspiel genannt hat, und er selbst hat gesagt, er sei in jener Zeit viel unglücklicher und weltabgewandter gewesen, als seine Familie gewußt hätte. Das aber sind Züge, die jeder starken Jugend eigen sind, wenn sie die rechten Aufgaben noch nicht erkannt und gefunden hat. Bismarck litt einfach unter seiner Tatlosigkeit, da die Natur ihn nun einmal zum Handeln bestimmt hatte. Er wußte im wahren Wortsinne nirgends mit sich hin. So ging er denn auf Reisen, um draußen zu suchen, was drinnen in Unordnung war, und kam ebenso unbefriedigt zurück. Welt und Leben gefielen ihm nicht, weil er sich selber nicht gefiel. Er schalt auf den Ehrgeiz und philosophierte ihn weg, weil er dem eigenen starken Ehrgeiz noch nicht Ziele stecken konnte. Im Religiösen aber ergab er sich dem üblichen Pantheismus der Jugend.

Bismarcks Verhältnis zum Christentum war normal. Er war groß geworden in einem protestantischen Hause, wo das Religiöse nicht eben peinlich genommen wurde. Schleiermacher hatte ihn konfirmiert, und als Sechzehnjähriger hatte er, nach eigenem Zeugnis, aufgehört sein Gebet zu sagen. Das ist das Schicksal vieler junger Leute. Sie disputieren sich den Christenglauben weg und setzen an seine Stelle etwas halb Poetisches und halb Philosophisches, einen dehnbaren Pantheismus, in dem jene sittlichen Instinkte sich lebendigerhalten, die dem Leben, wie eine Magnetnadel, die Richtung weisen. Alle Jugend ist sicher im Gefühl ihrer Kraft, sie hat noch so viel Leben vor sich,

daß sie sich Fatalismus, Weltschmerz und sogar Atheismus ohne Gefahr leisten kann. Dieser Radikalismus gehört zu der noch gefesselten Kraft, es wird verachtet, was man noch nicht erreichen kann, er setzt sich philosophisch über Erfolge hinweg, die zu eringen noch nicht im Bereich der Möglichkeit liegt. In diesem Sinne ist der Weltüberdruß des fünf- und zwanzig- bis dreißigjährigen Bismarck nichts Besonderes. Besonders wirkt er nur durch die weltmännische Art der Äußerungsform, durch die Plastik seiner sprachlichen und gesellschaftlichen Ausprägung, durch die witzige Überlegenheit der Formulierung. Jedenfalls ist es ein Irrtum, wenn man diesen Weltüberdruß eines Jünglings, der eigentlich vor Lebenskraft bis an die Decke springen möchte, ein Weltüberdruß, der sich in der Ehe und im Handeln ganz von selbst korrigiert, als Beweis einer genialen „Tollheit“ anführt, wenn man ihn hinstellt als Beweis eines gefesselten Heldentums. Heroisch ist ja alle Jugend in gewisser Weise, und Bismarck hat daran seinen vollen Anteil. Doch kündigt sich ein großer Mensch, einer, der der Menschheit zum Symbol wird, nicht notwendig so an, wie Bismarck es getan hat. Er war eine herrliche Natur, eine Lebenskraft seltener Art, nicht aber ein von einer bestimmten Aufgabe Besessener; er war überlegen, weil er frei war von Problemen; er war einsam in seiner Umgebung, weil er gar nicht mittelmäßig war und weil er, von seiten des geistigen Wuchses, die in puritanischer Enge lebenden Nachbarn und Freunde hoch überragte.

Das Haupt des Kreises, in den Bismarck während seines Lebens in Kniephof durch Nachbarschaft und

durch Vermittelung des Jugendfreundes Moritz von Blanckenburg geriet, war Adolf von Thadden, mit dessen Tochter Marie eben jener Freund Moritz verlobt war. Es gehörten zu diesem Kreise die Brüder von Gerlach, Hans von Kleist-Retzow, der Gutsbesitzer Heinrich von Puttkamer auf Reinfeld und andere pommersche Gutsbesitzer. Allen gemeinsam war jenes strenge Christentum, das, in so eigen puritanisch läßlicher Weise, Bibelfestigkeit mit Besitz, Demut mit einer „gottgewollten“ sozialen Bevorrechtung zu verbinden wußte und das als Pietismus bezeichnet wird. Niemand in diesem Kreise kam jemals auf den Gedanken, die christliche Lehre etwa im Sinne Tolstois aufzufassen und letzte Konsequenzen zu ziehen; niemand hatte über eine gewisse Grenze hinaus jemals den Armen geopfert; dennoch waren alle heilig überzeugt, im Geiste Christi zu leben, und alle waren bemüht, irrende Seelen auf den Weg dessen, was sie Heil nannten, zurückzuführen. Dieses pietistische Christentum war zugleich überspannt und praktisch. Es herrschte ein reines und schönes Familienleben, eine unschuldige Heiterkeit und Daseinsfreude, bei den Jüngeren eine sentimentale Romantik und bei den Älteren eine milde Selbstgerechtigkeit; es gab patriarchalische Andachtsübungen, Laienpredigten, Bibellesen, eine eifrige Traktätchenverteilung und vielbesprochene Pastorenkonferenzen. Der Pietismus war in manchem Zuge jenem verwandt, aus dem Goethe hervorgewachsen ist und dem er in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Nur war dieser pommersche Pietismus des neunzehnten Jahrhunderts weniger produktiv, er war enger und zugleich praktischer

als der süddeutsche Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts. In den Lebensformen, vornehmlich auch in denen der jungen Leute, war etwas Philiströses, auch wo Liebe und Freundschaft im Spiel war. Man spürt die Luft Hinterpommerns. Der Jean Paul-Schwärmerei fehlt die Hauptsache: die schöne Freiheit dieses Dichters; es fehlt überhaupt in allem das feinere Qualitätsgefühl, und darum verengte sich das Sittliche immer leicht zum nur Moralischen. Goethe wurde in keiner Weise verstanden, Schiller wurde empfindsam verstanden, und es kam etwas heraus, das Bismarck selbst einmal hübsch bezeichnet hat als einen „ästhetischen Tee in Kardemin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle“.

Der „tolle Bismarck“ galt in diesem Kreis als ein Entgleister, fast als ein Verlorener. Doch fühlte man bei alledem Sympathie für ihn, weil man sich seiner Frische, seiner geistigen Lebendigkeit und fortreißen- den Vitalität nicht entziehen konnte, weil sein bloßes Dasein eine Beachtung erzwang, die die Frommen ihm grundsätzlich nicht zugestehen mochten. Eingeführt wurde er in diesen Kreis von seinem Freund Moritz von Blanckenburg, festgehalten wurde er vor allem durch die Sympathie, die Marie von Thadden, seines Freundes Braut, ihm entgegenbrachte und einflößte, und durch einen warmen Ton im Familienverkehr, der ihm, dem innerlich Einsamen, wohltat. Moritz von Blanckenburg ging mit Eifer daran, den Freund, den er gleicherweise bewunderte und beklagte, zu bekehren. Es entspann sich ein Briefwechsel, in dessen Verlauf Bismarck mit der ganzen Redekunst des Pietismus, mit „Überredung und Disputation“ bestürmt wurde, der auf die Dauer dem

gesunden Empfinden Bismarcks aber peinlich wurde, was aus spöttischen Äußerungen hervorgeht, die er mit witziger Skepsis zur selben Zeit in anderen Briefen gemacht hat. Der Eifer des Freundes ließ sich aber nicht abschrecken. Er suchte in der Folge auf den Freund durch stärkere Mittel zu wirken. Er verriet das Geheimnis eines ihm verwandten, todkranken Mädchens, das Bismarck heimlich liebte und nicht ruhig glauben zu können, bevor dieser gläubig geworden sei; und er fügte geheimnisvoll hinzu, daß er den Fall mit seiner Braut „bebetet“ habe. Diese Mitteilung scheint auf Bismarck gewirkt zu haben; doch hatte sie immerhin noch nicht die erwarteten Folgen. Die „Bekehrung“ blieb aus, und der Briefwechsel wurde, um 1844, sogar abgebrochen. Bismarck scheint das Pharisäische der Gesinnung ärgerlich geworden zu sein, so wohlmeinend der Freund auch war, und es wird das ewige Sündengefühl der andern auf seine freie Natur gedrückt haben wie etwas Ungesundes. Er verteidigte tapfer seine geistige Stellung, er scheute sich nicht, in Gesprächen einen absoluten Pantheismus zu bekennen und gelegentlich, zum Entsetzen der Tafelrunde, die vollkommene Trennung von Kirche und Staat zu fordern. Doch trug er seine ketzerischen Ansichten immer mit so viel guter Haltung und wahrem Gefühl vor, daß er selbst die Gesprächsgegner durch sein Auftreten menschlich bis zu gewissen Graden gewann. Ein hübscher Beweis dafür ist der Bericht einer Glaubensdisputation mit Frau von Thadden und ihrer Tochter, der sich wie die Episode einer Novelle liest.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1845 über-

nahm Bismarck das Stammgut Schönhausen. Dadurch traten in der Folge dann Aufgaben an ihn heran, die eine mehr öffentliche, schon halb politische Tätigkeit forderten. Er wandte sein Interesse den Deichbauten der Elbe zu und wurde zum Deichhauptmann ernannt; er trat für die Magdeburger Gegend sodann mit konservativer Tendenz für die Patrimonialgerichtsbarkeit ein, und daraus ergab sich eine Berufung in den Vereinigten Landtag, der ersten Stufe zum politischen Leben. Um 1845 also begann Bismarck sich zu entscheiden, es sah sein Trieb zum Handeln sich nach einem Betätigungsfeld um, und er fand es in nächster Nähe. Der Politiker begann seine Laufbahn, alle Kräfte wurden zum ersten Mal ehrgeizig zusammengefaßt, der unruhig schweifenden Lebenskraft wurden größere in die Ferne weisende Ziele gesetzt. Dieses forderte eine neue Disziplinierung des Innenlebens. Wollte Bismarck die Ruhe gewinnen, die ihm als Politiker und praktischen Arbeiter am Staat nötig war, so mußten hindernde Zweifel überwunden, es mußte der „Weltschmerz“ abgetan werden, es mußte eine Weltanschauung gefunden werden, der das eigene Tun wichtig und notwendig erschien. Das muß Bismarck sehr lebhaft gefühlt haben. Er zog darum die Bilanz und entschied sich. Und er entschied sich für das Christentum.

In dieser Zeit schloß er sich einer Reise in den Harz an, die von dem inzwischen mit Marie von Thadden verheirateten Moritz von Blanckenburg angeregt wurde und woran, unter andern, auch Johanna von Puttkamer teilnahm. Auf dieser lebensfrohen, romantisch schwärmerischen Reise trat er Johanna von Puttkamer näher. Als er zurückkam,

stand sein Entschluß fest, dieses Mädchen für sein Leben zu gewinnen. Er fühlte, daß er jetzt einer Lebensgefährtin bedurfte, daß auch sie seiner inneren Ruhe notwendig sei. Doch wußte er auch, daß er die dem Pietistenkreis durch Geburt, Anlage und Neigung Angehörige nicht gewinnen konnte, wenn er selbst nicht auch dem christlichen Kreise beitrug, wenn er sich nicht „bekehrte“. Ferner wußte er – auch wenn er es sich nicht verstandesmäßig klargemacht hat –, daß er seine politische Laufbahn erfolgreich nur beginnen konnte, wenn er den Standesgenossen und der Dynastie nicht verdächtig war durch eine damals stets republikanisch erscheinende Freigeisterei. Hätte Bismarck kaltblütig berechnet, was ihm am günstigsten sei, so hätte er kaum weltklüger entscheiden können. Das hat er natürlich nicht getan. Es blieb wohl alles im Unterbewußtsein. Nur der Instinkt für seine Lebensbestimmung entschied. Und dieser Instinkt bediente sich, wie er es immer tut, in der ungezwungensten, natürlichsten Weise der schönen menschlichen Regung. Es fiel in diese Zeit der Tod der jungen Frau eben jenes Freundes Moritz, der mit Bekehrungsversuchen niemals nachgelassen hatte. Und in der Sorge um die still verehrte Freundin, in dem Schmerz um ihren Verlust riß sich zuerst nach langer Zeit wieder ein Gebet von seiner Seele los. Von diesem Augenblick an wandte sich Bismarcks Wesen, mit der ihm eigentümlichen Energie, ganz dem Christentum zu. Als in der Folge Moritz von Blanckenburg zwischen Bismarck und Johanna von Puttkamer vermittelte, konnte er von der Bekehrung des Freundes berichten und Garantien geben, wie die pietistische junge Dame sie for-

derte. Für den inneren Zustand Bismarcks in dieser Zeit ist nichts so kennzeichnend wie der berühmte Werbebrief, den er den Eltern Johannens schrieb. Der Brief ist kennzeichnend von seiten dessen, was deutlich darin steht, was verschwiegen wird und was zwischen den Zeilen ist; er ist eines der ersten, aber auch eines der talentvollsten Diplomatschreiben Bismarcks.

Über den Verlauf der Werbung geben weitere Briefe Auskunft. Bismarck gewann Johanna von Puttkamer und damit eine Lebensgefährtin, deren Art zu der des „tollen Bismarck“ in einem seltsamen Gegensatz stand. Ihr Pietismus war nicht so schwärmerisch und sentimental wie der ihrer Freundin Marie von Thadden, er war kühler, vernünftiger, herber und weniger poetisch. Im Wesen Johannens war eine gewisse Trockenheit, es war Leidenschaftslosigkeit und sogar Prüderie darin. Schon im Wesen des nicht eben schönen jungen Mädchens muß jener Zug gewesen sein, der auf die Traktätchenwirtschaft im Hause des Reichskanzlers hinweist. Sie muß selbstgerecht gewesen sein, und immer quälte sie ein Sündenbewußtsein, das ihr die Unbefangenheit nahm. In ihren Briefen ist ein gewisser anmutiger Konventionalismus; sie erscheint wie eine Frau ohne rechte weibliche Sinnlichkeit und Hingabe; und Bismarck wirkt neben ihr als Bräutigam zuweilen wie einer, der sein Recht, zu sein wie er war, erst erweisen muß.

Die Tatsachen fordern zu einer Schlußfolgerung auf. Zu einem Schluß, der jetzt erst möglich ist, nachdem die Gestalt Bismarcks geschichtlich geworden ist und nachdem es der Forschung freisteht, das biographische Material ohne gesellschaftliche Rück-

sichten zu benutzen. Entscheidend für die Einschätzung Bismarcks ist die Beantwortung der Frage, welches die tieferen Ursachen für seine Bekehrung gewesen sind, warum ein solcher Mensch sich den Anschauungen und Forderungen pietistischer Kreise unterworfen hat und warum er dauernd dann innerhalb eines dogmatisch und kirchlich, ja eines fast sektiererisch umgrenzten Christentums verharret ist.

Betrachtet man das Verhältnis eines Menschen zu Gott, das heißt zu dem, was mit diesem Wort umschrieben ist, so wird man in den Mittelpunkt seines Lebens geführt. Denn alles, was der wollende Mensch tut, ist letzten Endes eine Auseinandersetzung mit dem Göttlichen. Das Denken und Handeln mag noch so zweckvoll erscheinen, ein Mensch mag noch so sehr das Nächste immer ergreifen und geistig und seelisch von der Hand in den Mund leben: alles wird doch geleitet von einem einzigen Trieb, alles zweckt schließlich zu dem einen Ziel: sich selbst zu fühlen, die eigene Persönlichkeit zu vollenden, nach „dem Gesetz, wonach sie angetreten“, das ganze Leben in eine vorbestimmte Empfindungsart hineinzuziehen und dann über das Recht dieser Empfindung im geheimen mit dem Gewissen, mit dem kategorischen Pflichtgesetz, mit „Gott“ sich auseinanderzusetzen. So gesehen ist jeder Lebenslauf ein Stück Gottesdienst, ein dem ewig Unbekannten dargebrachtes Opfer; er besteht von früh bis spät aus nichts anderm als aus einer Reihe von Auseinandersetzungen mit dem Göttlichen. Dieses kommt freilich sehr wenigen zum Bewußtsein. Bewußt wird es nur bedeutenden Menschen und von diesen vor allem den Betrachtenden. Die Männer der Tat verzichten in der Regel

darauf, sich und andern ihr Verhältnis zum Göttlichen klarzumachen. Sie müssen darauf verzichten, weil die Überlegung, die Selbstkontrolle sie lähmen würde; ihre Religiosität äußert sich mittelbar, sie tritt zutage in den Willensakten, in selbstgesetzten Pflichten und angemessenen Rechten, sie äußert sich darin, daß diese Menschen um so mehr als Werkzeuge des Schicksals und der Allgemeinheit wirken, je unmittelbarer ihr Verhältnis zu Gott gefühlsmäßig ist. Man kann in diesem Sinne von einer dämonisch großen Religiosität im Leben Napoleons sprechen, obwohl er kirchlich betrachtet durchaus irreligiös, oder auch Rationalist war. Was ihn antrieb, zu seinen Siegen und seinem Verhängnis entgegen: das war sein Zusammenhang mit Gott. Auch er war, in all seiner einsamen, menschenfernen Größe und während seine Taten oft das Göttliche zu lästern scheinen, ein gehorsamer Knecht Gottes.

Diese wortlose, diese gebetlose Religiosität ist auch im Leben Bismarcks nachzuweisen, wenn man seine Taten aus der Entfernung betrachtet und sein Leben jenseits des Bewußtseins. Von vielen andern Gewaltmenschen der Geschichte unterscheidet er sich aber dadurch, daß er, neben diesem natürlichen Verhältnis zu Gott, von einem bestimmten Zeitpunkt ab, auch noch ein bewußtes Verhältnis zu Gott haben wollte. Und da dieses bewußte Verhältnis dem unbewußten im Grunde widersprach, war es Unnatur. Bismarck bekannte sich, als er endgültig in den Kreis der Pietisten eintrat, mit klaren Worten zur christlich evangelischen Kirche, er glaubte oder gab gutgläubig vor, zu glauben an einen Christengott, der nicht nur pietistische, sondern auch national deutsche,

ja preußische Züge trug, der die Hohenzollern in seine besondere Obhut genommen hatte und das preußische Volk andern Völkern als ein auserwähltes, zum Emporstieg bestimmtes vorzog. Bismarck hatte ein doppeltes Verhältnis zu Gott: ein natürliches und ein absichtsvolles. Das Bedenkliche ist, daß er seine überkonfessionelle Instinktreligion, der letzten Endes immer sein politisches Handeln im Großen unterstand, nicht vor dem Bewußtsein zu rechtfertigen trachtete, sondern daß er sich einer Gläubigkeit hingab, die seinem tieferen Pflichtgesetz und der seine innere Natur widersprach, daß er mit sich selbst in Widerspruch geriet, als er sich das religiöse Denken seiner Braut und ihres Familienkreises zu eigen machte. Vor der Geschichte bedarf Bismarck nicht seines religiösen Bekenntnisses, vor ihr wäre er besser sogar gerechtfertigt als religiöse Persönlichkeit, wenn er nur seinem Trieb zum Handeln gefolgt wäre, wenn er sein Wollen allein damit begründet hätte, daß es ein Müssen sei. Eine Tat, die, um verwirklicht zu werden, eines Schlachtfeldes bedarf, erscheint ganz von selbst wie ein monumentales Gebet der Demut und des Trotzes. Hatte Bismarck einmal das tiefe Bedürfnis, dem Müssen seiner Natur sichtbar kirchlichen Ausdruck zu geben, so hätte dieser Ausdruck auf derselben Höhe bleiben müssen, auf der das Entscheidende im Innern vor sich ging, so hätte ihm der Christengott emporwachsen müssen zu alttestamentarischer Größe, zu einem schöpferischen Fanatismus. Bismarcks Christentum aber hatte nicht die Größe seiner menschlichen Natur. Es gleicht vielmehr dem Glauben der Mittelmäßigen, es ist, so viel frische Züge Bismarck auch hineingebracht hat, kon-

ventionell, es sieht aus wie ein von einem kräftigen Naturell benutztes, pietistisch gefärbtes Staatschristentum, es verharret im Orthodoxen, es ist, wie Kant es nannte, mehr „eine Art von Gunstbewerbung und Einschmeichelung bei dem höchsten Wesen“ als eine ganz freie Ehrfurcht. Wie „praktisch“ es auch war, dafür ist eine Briefstelle bezeichnend, worin Bismarck am 17. Februar 1847 der Braut gegenüber die Frage aufwirft, wie weit das Opfer gehen müsse, das die Bibel fordert. „Es ist dies ein sehr kitzliches Thema, inwieweit ich mich berechtigt halten kann, das, was Gott meiner Verwaltung anvertraut hat, zu meinem Vergnügen zu verwenden, solange es Leute gibt, die vor Mangel und Frost krank sind, in meiner nächsten Nähe, deren Betten und Kleider in Versatz sind, so daß sie nicht ausgehen können, um zu arbeiten: Verkauf was du hast, gib es den Armen und folge mir! Wie weit kann, wie weit soll das aber führen? Der Armen sind mehr, als alle Schätze des Königs speisen können.“ Wie naiv die Forderung Christi hier ins Rationelle gewandt ist, wie Bismarck die Frage vor allem daraufhin betrachtet, inwiefern eine solche Handlung den Armen nützen könne, und vergißt, daß die eigene Seele die Hauptsache ist! Und wie das listig klingt: „was Gott meiner Verwaltung anvertraut hat“!

Bismarck hat den Protestantismus enger gefaßt, als seiner würdig war. In Wahrheit sind ja nicht die Pastoren und Kirchenfrommen die rechten Verweser des Protestantismus, nicht sie setzen Luthers Gedanken lebendig fort; die lebendigen Nachkommen Luthers sind vielmehr unsere Klassiker, Herder und Lessing, Schiller, Kant und Goethe, Bach, Mozart,

Beethoven, und alle die andern großen Geister der Nation sind es. Der wahre Protestantismus kennt kein Paktieren, er spricht mit Luther: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib; laß fahren dahin!“ er besteht auch darin, daß er fortgesetzt protestiert, gegen Konventionalismus und Wortaberglauben, gegen alle religiöse Sektiererei und kirchliche Systematik, daß er den Gottgedanken immer wieder neu denkt in den Denkformen der sich wandelnden Zeiten und daß er dem Ewigen immer neue Namen gibt, daß er ihm stets von einer andern Seite beizukommen sucht und kein Hilfsmittel des Talents und der Wissenschaft verschmäh't, um die Ehrfurcht vor der Welt und dem Lebensschicksal ursprünglich zu erhalten. Lebendiger Protestantismus heißt, jedem Individuum immer wieder die ganze Schwere der Selbstverantwortung auferlegen, ihm die Bürde von keinem Dogma erleichtern lassen und den Begriff der Gnade so weit nehmen, daß schlechterdings jede Wahrheit und jede Tatsache hineinpaßt. In diesem Sinne ist auch der Sozialismus des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts mit seiner religionsartigen Gerechtigkeitsidee eine Form von Protestantismus. So weit und lebendig hat Bismarck den Protestantismus aber keineswegs verstanden. Er war, wie wir gesehen haben, in dieser Weise nicht ein protestierender Geist, und er hat die christliche Kirche, der er von Hause aus angehörte, darum auch nicht ideell erweitert. Sein Protestantismus war zuerst eine gewisse pietistische Zerknirschung, eine Bußfertigkeit, eine tröstende Gebetsfreudigkeit, seltsam verquickt mit einem bequemen Quietismus; und später hat er sich mehr und mehr

dem praktischen Staatschristentum genähert. Damit verfiel er aber notwendig auch vielen verderblichen Unwahrhaftigkeiten des Staatschristentums, die entstehen, weil dieses sich dazu hergibt, der herrschenden Staatsgewalt als eine Art von Moralpolizei zu dienen, die Kriegswerkzeuge sogar zu segnen und die Nation über die Menschheit zu stellen. Bismarcks Christengott mußte mit der Zeit notwendig zu einer deutschen, zu einer preußischen, ja zu einer Gottheit des Hauses Hohenzollern werden, weil er von Anfang an zweckmäßig gedacht war. Wie es denn überhaupt bezeichnend ist, daß Bismarcks „Gläubigkeit“ gegen das Ende seines Lebens, ja, schon nach dem Bruch mit den Konservativen im Anfang der siebenziger Jahre, der auch in gewisser Weise ein Bruch mit der evangelischen Geistlichkeit war, merkbar abgenommen hat. Es wurde ihm natürlich nicht klar, aber es war ihm die unbedingte Bekenntnisgläubigkeit nach 1871 nicht mehr so nötig.

Die Wahrheit ist wohl diese: als Bismarck zu handeln beginnen wollte, brauchte er das Gebet. Das heißt: er brauchte etwas, das ihm die Verantwortung erleichterte. Er brauchte nicht nur jenes Gebet, das sich in der Not selbst dem Größten still und sehnsüchtig vom Herzen losringt, nicht jenes Zwiegespräch mit Gott, wie Abraham es hielt, bevor er sich überwand, den Sohn zu opfern, nicht jenes Gebet, das ein Gefühl ist, Aug in Aug mit dem Unabwendbaren, sondern er brauchte auch jenes bewußte, formulierte Gebet, das man mit andern teilen kann, das eine Zeremonie ist und eine gewisse Verantwortungslosigkeit suggeriert, weil dahinter eine kirchlich staatliche Macht steht, eine Menschheitskonven-

tion und die Bekräftigung von seiten der Gesellschaft. Bismarck brauchte dieses beruhigende Gebet, weil er seine Zweifel in irgendeiner Weise abtun mußte, als er zum Handeln schritt, weil er die Sinne frei haben wollte und innerlich doch nicht kühn genug war, die ewigen Fragen offen zu lassen oder zu handeln, als seien sie für ihn ein für alle Mal entschieden. Stellt man sich vor, daß ein Staatsmann wie Bismarck vor dem Entschluß zu einem männermordenden Krieg zum Gott des Neuen Testaments betet, zu jenem Gott, wofür der milde Christus gezeugt hat, zum Vater aller Mühseligen und Beladenen, um von ihm die Sanktion für grausame Schlachten zu erflehen, so liegt hierin eine Art von Ruchlosigkeit. Ohne eine gewisse innere Unwahrhaftigkeit ist solch Gebet unmöglich. Wird es oft wiederholt, so muß die Folge eine gewisse Empfindungslosigkeit sein. Jene Empfindungslosigkeit, die charakteristisch auch für den Bismarck des Mannesalters ist und die in einer sehr merkwürdigen Weise, zum Beispiel, zutage getreten ist in jenen von seiten des Verstandes glänzenden, von seiten eines religiösen Gefühls aber fast abscheulichen Reichstagsreden, womit der Kanzler für die Todesstrafe eingetreten ist. Ein solcher Christ wird stets sein Christentum staatlich denken, er wird es unvermerkt politisieren. Das Christentum, das dem jungen Bismarck die Braut gewann und seinen Eintritt ins politische Leben erleichterte, war ein praktischer Glaube. Womit nicht gesagt sein soll, daß der Glaube bewußt unaufrichtig oder gar heuchlerisch gewesen wäre. Es war vielmehr die innere Natur Bismarcks in diesem Punkte schwach, hier brauchte sie eine äußere Stütze, als es darauf

ankam. Mit Recht hätte Bismarck jeden, der einen Zweifel an der Sittlichkeit des Gesinnungswandels geäußert hätte, vor die Pistole fordern können. Es soll hier ja nicht der Nachweis erbracht werden, Bismarck sei unaufrichtig gewesen, sondern der, er sei in diesem Punkte nicht ein „Held“, es beleuchte diese Schwäche das ganze Leben und erkläre, warum ihm die ewige Aktualität fehlt, warum er als Führer des Geistes für alle Zeiten nicht angesprochen werden darf. Bismarck brauchte ein unmittelbares Verhältnis zu Gott, darum kann dieses Verhältnis nicht tief gewesen sein. Es mag zeitweise sehr innig gewesen sein, groß und frei aber ist es nie gewesen. Anders ausgedrückt: Bismarck hat, soweit es sich um sein Christentum handelt, nicht eigentlich aus Gott heraus und für Gott gelebt, sondern aus dem Menschlichen heraus und für die Menschen. Und dieses eben nimmt seinem Leben etwas Entscheidendes.

Der Pietismus hat Bismarck die ewige Lebendigkeit gekostet; er hat sich damit tiefer eingeschätzt, als gewisse große Züge seiner Natur es verdient hätten. Es ist bezeichnend, daß mit dem Augenblick der Bekehrung das Diplomatentalent in Erscheinung trat. Der schon erwähnte Werbebrief ist in seiner Art ein Meisterstück des Diplomaten. Er ist sehr aufrichtig, und doch hat der Schreiber mit jedem Wort an die Wirkung auf den Empfänger gedacht, die Aufrichtigkeiten sind genau auf die Seele des Empfängers abgestimmt. So ist der Stil Bismarcks immer geblieben. Ein inneres Bedürfnis verwandelt sich unversehens in etwas Zweckmäßiges. Oder umgekehrt: das Zweckmäßige stellte sich Bismarck ungezwun-

gen wie etwas Sittliches dar. Das ist das Geheimnis, warum selbst das im höheren Sinne Charakterlose von Bismarck wie mit höchstem Charakter getan worden ist. Bismarcks Handlungen sind nicht selten im Sinne Macchiavellis gewesen, den Mut, zu den Parteien oder Feinden macchiavellistisch zu sprechen, hat der Politiker auch nicht selten gehabt – nur zu Gott, zu sich selbst, zu seiner Frau, zu den Freunden hat er, nach der Bekehrung, niemals so gesprochen. Er, der Mutigste von allen, war in einem Punkte nicht mutig – und zwar in dem entscheidenden Punkt. Vor seiner Bekehrung hat er in einem Gespräch bei Thaddens offen die Trennung von Kirche und Staat gefordert; wenige Jahre später ist er im Landtag als einer der Eifrigsten und Unbedingtesten für die Einheit von Kirche und Staat eingetreten. Dieser Gesinnungswandel ist an sich nicht tadelnswert; er wird es aber, weil man nicht eine innere Notwendigkeit des Meinungswechsels erkennt, sondern eine mehr äußere. Man würde sich zufriedengeben, wenn es ein Akt „gewissenlos kalter Politik“ gewesen wäre; es ist aber schlimmer, die Ursachen müssen persönlich zweckmäßiger Natur gewesen sein. Und diese, wahrscheinlich unbewußte, Zweckmäßigkeit tritt obendrein mit der Geste sittlicher Überlegenheit auf. Bismarck wurde letzten Endes wohl darum ein gläubiger Christ, weil er richtig fühlte, daß ein Staatsmann um 1850 in Preußen eine Rolle nur spielen konnte, wenn er für Staatschristentum und Gottesgnadentum eintrat, und weil er die Braut gewinnen wollte. Will man erkennen, wie sehr er damit die innere Freiheit aufgab, wie fest er sich damit gewissen Kreisen seiner Standesgenossen an-

schließen mußte, so lese man das Rechtfertigungsschreiben, das er am 26. Dezember 1865 an den frommen Gutsbesitzer Andrae in Pommern richtete. Bismarck erscheint in diesem Brief nicht nur nicht groß, sondern fast klein.

In dem Werbebrief heißt es: „Durch Moritz wurde ich indes mit dem Trieglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieser Kreise, in ihren äußeren Werken, fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte.“ Die Glieder dieses Pietistenkreises müssen in der Tat edle Menschen gewesen sein; durch welche Eigenschaften sie Bismarck aber bedeutender und als Gewissensräte verlässlicher erschienen sind als etwa unsere Klassiker, die sich immerhin auch mit der Bibel auseinandergesetzt und dabei die Grenzen des Protestantismus weit hinausgerückt haben, bleibt unverständlich. Man mag sich vorstellen, daß eine handlungsfreudige Persönlichkeit wie Bismarck aus dem Studium aller Philosophie, aus der Beschäftigung mit aller Dichtkunst schließlich ernüchtert hervorgeht und am Ende doch ratlos fragt: was ist Wahrheit? oder: was soll ich tun? Man kann sich sogar vorstellen, daß er schließlich doch wieder zur biblischen Lehre zurückkehrt und sich mit ihrer Hilfe über den Humanismus der Jahrhunderte zu erheben trachtet. Aber man kann sich dieses Kant und Goethe, Plato und Spinoza überwindende Christentum dann nicht vorstellen in den

Formen eines in Hinterpommern gewachsenen Pietismus, man mag nicht denken, daß die Weltanschauung unserer Klassiker durch Gebet, Bibellesen und „Bußtränen“ zu überwinden ist. Es ist vorstellbar, daß sogar der Held durch das Kind, das in jedem Mann ist, überwunden wird, daß der Weltensieger sich beugt vor dem Christusknäblein auf dem Schoß der heiligen Mutter; es ist aber ein anderes, wenn der Starke sich beugt vor dem nahezu Kindischen, ja in gewissen Zügen Albernem. Liest man in der Biographie Bismarcks die Stelle, wo berichtet wird von den Bekehrungsversuchen, von den Religionsgesprächen, Tränen und Bibelziten und von der endlichen Kapitulation der Braut und deren Angehörigen gegenüber, so hat man keineswegs die Empfindung, als hätte ein faustischer Mensch mittels der Religion die Philosophie und Kunst überwunden, sondern man empfindet mit peinlicher Gewißheit: hier muß etwas nicht in Ordnung sein.

Noch etwas anderes ist vorstellbar. Nämlich, daß ein zum Staatsmann Bestimmter mit kalter Berechnung sich Braut und Religion wählt, wie sein Vorteil, wie seine Laufbahn es wollen. Bismarck hätte, ohne vor der Nachwelt eigentlich kleiner zu werden, ein Scheinchrist werden können, etwa so, wie Winckelmann, dem sonst seine römischen Studien fast unmöglich geworden wären, Katholik wurde, oder wie Heinrich der Vierte von Frankreich, dem „Paris schon eine Messe wert“ erschien. Bismarcks Gestalt hätte unbedingte Größe haben können, sowohl wenn er ein fanatischer Christ wie Cromwell, als auch wenn er macchiavellistisch ein Scheinchrist gewesen wäre. Für das eine war er aber nicht genug

Schwärmer und für das andere zu gewissenhaft. Er war weder ganz heiß noch ganz kalt; er ging einen Mittelweg und zwang sich zu Überzeugungen, die ihn innerlich beruhigten, die ihm die Braut gewannen und ihm eine feste seelische Stellung auf dem Boden der Legitimität verbürgten. Um zum Handeln zu kommen, schloß er einen Kompromiß, um zur Herrschaft zu gelangen, hemmte er im wichtigsten Punkt sein seelisches Wachsen und Werden. Was er tat, sah aus wie Bekehrung und wie ein bedeutungsvoller seelischer Vorgang, es war aber letzten Endes eine Handlung des Zwecksinns, ohne daß Bismarck sie sich selber als das, was sie war, eingestand. Es war nicht kühle Berechnung. Leider war es nicht so. Es war ein ehrlicher Selbstbetrug, es war eine auf Grund der Anlage, Erziehung und Bestimmung ganz logisch in Erscheinung tretende Halbheit. Das Schwache liegt in der Mischung von weicher Hingabe und Zweck-sinn, von Drang und instinktiver Berechnung, in der zutage tretenden Herzenslist. Darum erscheint die Gestalt Bismarcks in der pantheistischen Jugendproblematik eindrucksvoller als in der Gläubigkeit. Er würde den Nachkommen bedeutender wirken, wenn er entweder die Braut, allen Widerständen zum Trotz, in seine Empfindungswelt hinübergezogen hätte, so daß sie in ihm allein Welt, Gott und Schicksal gesehen hätte, oder wenn er sie gelassen, sich trotzig auf sich selbst gestellt, eine Mirabeau-Rolle gewählt und seine politische Laufbahn als ein Einsamer begonnen hätte. Er konnte aber eben nicht einsam sein, er wollte nicht allein stehen. In diesem Punkt war er schwach. Während er als Politiker zur Tyrannis neigte, brauchte er als Mensch ein inniges Familienleben. Bismarck

brauchte eine Stelle, wo er schwach sein durfte, wo es wie Tugend erschien, wenn er sich seiner natürlichen Schwäche hingab. Er brauchte eben diese unsinnliche, streng sensible, selbstgerecht gute Frau mit dem starken Standesgefühl, er brauchte diesen besänftigenden, zustimmenden Christengott, der dem Gewissen etwas wie eine Obrigkeit ist. Er gehörte zu jenen Menschen, die ihre ganze Umgebung, selbst die ihnen Übergeordneten leiten und vergewaltigen, die aber eine übergeordnete Instanz doch nicht ganz entbehren können, die eine Fiktion der Autorität wenigstens brauchen. Er war ein Mensch, der mit dem bürgerlichen Maß eigentlich nicht gemessen werden kann, der aber doch damit gemessen sein wollte.

Indem Verlobung und Bekehrung – die man sich in einem untrennbaren Zusammenhang vorstellen muß – für Bismarck zu Stufen wurden, über die der Wille zur politischen Tat hinaufstieg, so daß die äußere Entwicklung nun erst begann, haben beide Ereignisse in das innere Leben einen Stillstand gebracht. Von nun ab werden die Taten aufs höchste lehrreich, die inneren seelischen Vorgänge aber interessieren nicht mehr viel. Alles Endliche tritt hervor und erstarkt, zugleich verliert der Charakter aber auch an Unendlichkeit. Ein peinliches Mißverhältnis entsteht, wie man einen großen Staatsmann werden sieht, der in der Folge drei Kriege zu verantworten hatte, der mit Menschenleben und Fürstenthronen selbstherrlich gespielt und einem großen Volk das Schicksal bestimmt hat, und wie man ihn verkehren sieht mit – dem Gott seiner Frau, um es einmal in aller Schärfe auszusprechen. Bismarck er-

scheint doppelt. Neben dem handlungsfrohen Skeptiker mit dem robusten Gewissen steht der „strammgläubige Christ“, neben dem heidnisch großen Charakter, dem Selbstsucht und Rachsucht keineswegs fremd waren, steht der christliche Familienvater, der der Traktätchenwirtschaft im eigenen Hause nie ganz Herr geworden ist, weil er vor der sittenstrengen Frau immer ein wenig Scheu hatte. Dieser Zwiespalt ist es, der Bismarck die ewige Aktualität kostet. Der Gestalt fehlt die letzte Einheit; die Nachwelt aber fühlt den Bruch und – wendet sich ab. Wenn man auf die Geschichte der Bekehrung und der Werbung blickt, so ist das in Bismarcks Natur bezeichnet, was darin dienend war. Es ist damit bezeichnet, warum er ein Despot, aber stets nur einer neben der anerkannten Autorität gewesen ist. Er selbst hat einmal gesagt, jeder große Mann scheine an irgendeiner Stelle an seinem Verstande scheckig zu sein, so wie ein schöner Apfel eine schlechte Stelle hat. Das ist auf ihn selbst anzuwenden. Freilich mußte Bismarck handeln, wie er gehandelt hat, um zu werden, was er geworden ist. Daß er aber so handeln mußte, daß es ihm vorherbestimmt war, im Wichtigsten zu paktieren, daß von Natur ein Bruch in seinem Wesen war: darin liegt die Tragik dieses erfolgreichen Lebens. Bismarck ist unterlegen, indem er siegte. Er konnte und wollte die faustische Unrast, er konnte eine ewige Leere nicht ertragen, er hielt es nicht aus, die große Lebensfrage ein für alle Mal offen zu lassen. Die Religion mußte ihm zum Mittel werden, das notwendig Gewissenlose, das mit allem Handeln verbunden ist, dem Gewissen annehmbar zu machen. Er brauchte einen festen Punkt und konstruierte sich gewaltsam

eine Gewißheit, die des Genies nicht würdig ist. Auf diesen Punkt weisen denn auch fast alle seine Schwächen, Vorurteile und Widersprüche. Bis zu welcher naiven Abscheulichkeit Bismarck getrieben werden konnte, durch seinen inneren Zwiespalt, beweist ein Ausspruch aus dem Jahre 1870, den Busch überliefert hat: „Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt. Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist, warum soll ich mich dann diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine und die mich dann gar nichts angeht.“ In diesem Ausspruch, oder besser Ausbruch, kommt das Künstliche von Bismarcks Weltanschauung zum Ausdruck. Der Despot hat sich hinter Gott versteckt, hat sich eine Konvention geschaffen, um der höchsten Selbstverantwortung ledig zu sein. Wer tief in sich die Gewißheit trägt, daß alle Dinge nach festen Gesetzen geordnet sein werden, wer das große Vertrauen zum Leben hat, wer von Natur fromm ist und seine Bestimmung unbefangen hinnimmt, braucht nicht ein Dogma. Bismarck war im tiefsten eben ein Skeptiker, ein Ungläubiger. So reichen Geistes er war, so dürr war doch sein Ideenleben, er wollte glauben, weil er von Natur nicht gläubig war; er war immer eigentlich gleichgültig, als Pantheist ebensowohl wie als Christ. Kein Zweifel, daß dieser Mann bei großen Entscheidungen hart gerungen hat, daß schwer auf ihm die Verantwortung

gelastet hat; ebensowenig kann aber Zweifel herrschen, daß er sich seine Lage dem Weltgeist gegenüber niemals mit monumentaler Aufrichtigkeit klargemacht hat, oder daß er es nicht gewagt hat, in den Augenblicken großer Entscheidung das Lieblingswort seiner Jugend auszurufen: „all nonsense!“ – was auch monumental hätte sein können. Er hatte weder unbedingtes Vertrauen, noch unbedingtes Mißtrauen zum Leben. Das war die Schwäche seiner starken Natur. Darum hat er in einem reichen Leben so oft das, was Gottes ist, mit dem verwechselt, was des Kaisers ist.

### III

**Ü**ber die Politik, über die Taten des Staatsmannes Bismarck berichtet jede Geschichte der Reichsgründung und jede Biographie. Die Geschichte des konkreten Handelns beginnt mit der unbedingten Parteinahme Bismarcks für die Krone im Revolutionsjahre 1848 –, sie wird fortgesetzt in jener Landtagspolitik, die sich gut in einigen Worten ausspricht, die Bismarck dem Professor Stahl ins Album schrieb: „Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis“ – sie zeigt uns Bismarck dann als preußischen Gesandten am Bundestag in Frankfurt, wo die auf eine Trennung von Österreich abzielende Politik ihre psychologischen Grundlagen erhielt, und später auf Gesandtschaftsposten in Petersburg und Paris, im Osten wie im Westen Vertrauen werbend, immer dabei aber des Augenblicks wartend, wo der „starke Mann“ zu Hause, als Ministerpräsident, als Verfechter der von der Krone und dem Kriegsministerium eingebrachten, vom Landtag aber abgelehnten Militärvorlage, unentbehrlich sein würde. Die Geschichte erzählt weiter von der Berufung Bismarcks als Ministerpräsident, von der Konfliktzeit, in der er die Krone gegen den Parlamentswillen verteidigte, von der schleswig-holsteinischen Frage, von dem Bruch mit Österreich und der Gründung des Norddeutschen Bundes, von der Auseinandersetzung mit Frankreich und der Gründung eines deutschen Kaiserreichs. Und sie berichtet endlich von der inneren und äußeren Politik Bismarcks während seiner zwanzigjährigen Reichskanzlerzeit. Alles dieses ist aufs

höchste lehrreich, es ist alles sehr ruhmvoll für Bismarck, die Vorgänge sind in ihrem Ablauf oft dramatisch und monumental ihrer geschichtlichen Bedeutung nach. So viel dieses alles aber auch von Bismarcks Fähigkeiten aussagt, so wenig ist es doch aufschlußreich für die Entwicklung des Charakters. Um das Jahr 1848 hört Bismarck auf, im höheren Sinn rein menschlich interessant zu sein. Man beobachtet zwar mit großem Anteil, wie sich der Lenker deutscher Geschicke in den wechselnden Lagen verhält, wie er die Verhältnisse ansieht und die Menschen behandelt, wie er sein Ziel verfolgt und von den Wirklichkeiten wiederum sich neue Ziele bestimmen läßt; doch handelt es sich immer um Einzelzüge, es finden keine innere Umwandlungen mehr statt. Die Taten sind oft sehr dramatisch, das Seelenleben ist es nicht mehr.

Psychologisch hat eigentlich nur ein Vorgang in dieser Zeit nach 1848 noch tieferes Interesse. Das ist die Wandlung des wütend konservativen preußischen Ministerpräsidenten in einen mehr nationalliberal empfindenden, bürgerlich politisierenden Reichskanzler, eine Wandlung, die Bismarck die Sympathie vieler Standesgenossen gekostet und ihn den neuen Reichsbürgern volkstümlich gemacht hat. Doch ist auch dieses, streng genommen, nicht ein rein seelischer Vorgang gewesen, sondern mehr eine Folge von Tatsachen, ein Kompromiß mit äußeren Verhältnissen. Wobei es immerhin sehr merkwürdig ist, daß eben der Staatsmann, der am radikalsten von allen den altpreußischen Geist vertreten hatte, nun geschäftig war, diesen Geist von Grund auf zu zerstören. Das scheint zu beweisen, daß in dem strengen Preußen-

tum der Jugendjahre mehr Rationalismus gewesen sein muß, als Bismarck selbst es ahnte. Typisch ist es, daß der Jüngling mit freiheitlichen Gesinnungen in die Welt tritt und daß er vom Leben dann zu einer mehr konservativen Anschauung erzogen wird. Bismarck aber trat umgekehrt ins politische Leben als ein Heißsporn des Reaktionären, so möchte man sagen, und liberalisierte seine Anschauungen im Alter. Er hat das Gefühl der Freiheit im tieferen Sinne wohl nie erlebt. Beides, das Konservative und das Liberale, war bei ihm nicht durchaus Natur. Der politische Konservatismus, den Bismarck im Landtage äußerte, hing offenbar eng zusammen mit der religiösen Bekehrung. Der Liberalismus der siebenziger Jahre aber war auch wieder nicht die Frucht einer Idee, sondern eine Folge der gegebenen politischen Verhältnisse. Wie eine heilige Gewissenssache will weder dieses noch jenes erscheinen, ja, es will kaum wie eine Temperamentsache erscheinen. Die Wandlung wirkt nicht wie eine geistige Steigerung – aber auch nicht wie eine tragische Selbstzerstörung. Jedenfalls kann man diese „Entwicklung“ nicht mit den Veränderungen vergleichen, die in Fritz von Preußen vor sich gingen, als aus dem geistig sprühenden Kronprinzen ein königlicher Menschenverächter wurde; und man darf auch nicht an Napoleon denken, der sein Wesen bis zum Krankhaften übersteigerte und dadurch die Katastrophe heraufbeschwor. In beiden Fällen formte der Charakter die geschichtlichen Tatsachen nach seinem Willen, soweit es überall möglich ist, und da sich eine solche Vergewaltigung der Natur immer rächt, so ergaben sich Konflikte tragischer Art. Bismarcks Wille nahm

dagegen mehr die Farbe der Tatsachen an. Er folgte seinem aristokratischen Standesgefühl, solange es ihn politisch stark machte, und er betonte mehr die von der Mutter ererbten bürgerlich ehrgeizigen Instinkte, als diese ihn weiterführen konnten. Im einzelnen handelte er immer sehr charaktervoll praktisch; aber er handelte nicht ideenhaft folgerichtig, sondern als „Realpolitiker“.

Lehrreich ist es auch, einen Blick auf Bismarcks Standpunkt im Kulturkampf zu werfen. Er ist in diesem merkwürdigen Kampf unterlegen, weil er den Ideen der Zentrumsparlei nicht ebenso mächtige Ideen entgegensetzen hatte. Sieht man vom Zufälligen und Äußerem ab, so stellt dieser Kampf den Widerstand dar, den der Katholizismus dem neuen, protestantisch gefärbten deutschen Kaisertum entgegensetzte. Bismarck hat in seinen Kulturkampfreden von dem uralten Streit zwischen Kirche und Staat gesprochen. Gegen den Staat aber erhob sich das Zentrum in diesem Fall nur, weil er nach der Neubildung ein ausgesprochen preußisch protestantisches Gesicht empfangen hatte. Der Kampf war vom ersten Tag an für Bismarck verloren, weil sich der Katholizismus eine ganz andere religionspolitische Lebendigkeit bewahrt hat als der im Staatskirchentum erstarrte Protestantismus, weil das Überstaatliche dem national Staatlichen von vornherein überlegen ist. Bismarck verkannte den Ernst des Kampfes, weil er das Religiöse, das Protestantische verkannte. Hätte er auf seiner Seite einen lebendigen religiösen Idealismus gehabt, etwa den Idealismus unserer Klassiker, und hätte er verstanden, diesen Idealismus zu einer großdeutschen Angelegenheit zu machen, so hätte er gesiegt oder dem

alten Kampf eine neue Grundlage gegeben. Mit dem dünnen Pietisten- und Pastorenprotestantismus aber war einer Macht, wie der Katholizismus es ist, nicht gegenüberzutreten. Bismarck täuschte sich über die Stärke des Fundaments, weil er sich über die Stärke und Tiefe der eigenen, der persönlichen Religion täuschte. Was er dem Zentrum entgegenstellte, was er zu einer reichsdeutschen Angelegenheit zu erweitern strebte, war – paradox gesprochen – eine puttkamersche Weltanschauung, es war die Weltanschauung seiner Frau, durch Bismarcks Temperament hindurchgegangen. Der Kampf hätte sogar erfolgreicher noch geführt werden können, wenn Bismarck glaubenslos gewesen wäre und wirklich nur die nackte Staatsidee vertreten hätte, wenn er die Forderung seiner Jugend wahr gemacht und die Kirche vom Staat zu trennen versucht hätte. Die Möglichkeit hatte er sich aber selbst genommen, als er sich dem pommerschen Pietismus so unbedingt anschloß. Er konnte in diesem Fall nicht das Unbedingte tun, weil er selbst nicht unbedingt war.

Eine Empfindung davon muß er selbst gehabt haben. Sonst wäre er nicht so empfindlich gegen Kritik und Angriff gewesen, sonst wäre er nicht so schonungslos gewesen gegenüber politischen Gegnern. Niemals hätte Bismarck, wie der Alte Fritz, eine Schmähschrift niedriger hängen lassen, niemals hätte er, wie dieser, eine Oppositionszeitung ausdrücklich privilegiert. Im Gegenteil, er „genierte die Gazetten“, die nicht in seinem Sinn arbeiteten, wie immer er konnte. Seine Regierungszeit wird bezeichnet durch eine lange Reihe von Beleidigungsprozessen; und oft hat er Männer, die ihm aus Überzeugung entgegentraten, ohne Er-

barmen vernichtet. Die Folgerichtigkeit, womit er es tat, läßt sich von einem gewissen Standpunkt aus bewundern. Nur möchte man wünschen, daß er das aus Staatsraison ihm notwendig Scheinende leidenschaftslos wie Napoleon oder mit einem gewissen Humor wie Friedrich getan hätte. Die persönliche Empfindlichkeit aber, womit er es tat, läßt auf eine Unsicherheit des Gefühls schließen. Bismarck nahm sachlichen Widerstand leicht persönlich, er fühlte sich dadurch beleidigt. Darum erscheinen seine Verfolgungen nicht selten rachsüchtig. Verstandesmäßig hat er in den meisten Fällen wohl recht gehabt. Er fühlte aber wahrscheinlich selbst, daß bei den Gegnern oft ein Idealismus war, der ihm abging. Während die politischen Feinde sich Blößen gaben, beschämten sie ihn durch ihr Wollen. Und das gab seinem Kampf eine persönliche Note.

Daß eine solche Deutung der Wahrheit nahe kommen muß, beweist ein merkwürdiger Mangel an Folgerichtigkeit im Wesen Bismarcks. Während er in seinen Regierungsgeschäften sachlich kalt bis zur Empfindungslosigkeit sein konnte, so daß sein Handeln oft Monumentalität hat, war er auf der andern Seite liebebedürftig bis zur Schwäche. Sein Leben in der Familie war grundsätzlich anders als das in der Politik. Er liebte Frau und Kinder nicht nur wie ein musterhafter Familienvater, sondern wie ein Mensch, dem vertrauliche Hingabe ein Bedürfnis ist, nachdem er der Kälte der großen Welt ausgesetzt gewesen ist. Sein Leben hatte ein Außen und ein Innen, es hatte nicht die große Einheit, wofür es außen und innen nicht gibt, weil Kälte und Wärme im ganzen Menschentum immer nebeneinander be-

stehen. Dieser Mann der Weite brauchte ein Winkelglück. Wie er zu einem persönlichen Gott und Mittler flüchtete, so flüchtete er auch zur Familie. 1851 schreibt er aus Frankfurt an seine Frau: „Ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben, und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürrn Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wennes draußen stürmt und friert.“ In der fremden Welt! Die Welt der Familie und der Politik waren ihm zweierlei. Das Leben ist aber nie und nirgends zweierlei, es ist nur eins und überall dasselbe; man muß es nur einheitlich sehen. Während Bismarck als Politiker fortgesetzt mißhandelte, fühlte er selbst sich von der Welt mißhandelt. Seine ungemeine Kraft bedurfte der Autorität. Der Autorität der Religion, der Dynastie und der Familie; er konnte allen andern Autorität sein, nur sich selber nicht. Ganz allein konnte er nicht stehen, ganz einsam konnte er nicht sein; im letzten fand er nicht in sich selber die Stütze. Das ist die Problematik dieses sonst unproblematischen Menschen. Als Nuance charakteristischer Art mag im Anschluß hieran auch noch von der Liebe zu seinen Hunden gesprochen werden. Im allgemeinen lieben große Tierfreunde, vor allem leidenschaftliche Hundeliebhaber die Menschen nicht sehr. Das stumme Tier muß ihnen Ersatz bieten für etwas, das ihnen im Verkehr mit den Menschen abgeht. Wenn ein Mann seine Hunde wie Freunde behandelt und ihnen nachtrauert wie Freunden, so ist fast immer mit seiner Seele etwas nicht in Ordnung. Bismarck hat von den

Hunden gerühmt, sie trügen einem nicht nach, was man ihnen Böses getan hat. Er wußte also, daß er den Menschen Böses tun mußte, aber er war nicht so fest, es ohne Schwanken zu tun, als sei es ein Schicksal.

Solche Feststellungen nehmen dem Staatsmann nichts von seiner Bedeutung, doch sind sie geeignet, die Legende zu zerstören, Bismarck sei schlechthin der deutsche Heros gewesen. Bismarcks Lebenswerk wird jetzt ja bald allgemein bedingter eingeschätzt werden als früher, da die Ereignisse zu deutlich zeigen, daß er das deutsche Volk politisch überschätzt und gewaltsam übersteigert hat, daß seine Politik nicht so sehr aus den Bedürfnissen der Deutschen abgeleitet ist, als vielmehr aus dem praktischen Machttrieb und dem politischen Handwerksingenium eines starken Einzelnen; doch ist es auch sehr wohl möglich, daß gewisse Teile des Volkes die Verehrung noch höher als früher hinauftreiben und ihn zu einem Messias deutscher Wiedergeburt machen werden. Sowohl der verkleinernden wie der vergrößernden Absicht gegenüber ist auf die Wirklichkeit zu verweisen. Die Wirklichkeit aber ist, daß Bismarck ein echter Preuße war: großartig und unausstehlich in einem. Selbst sein Europäertum war preußisch eigensinnig und überheblich. Preußisch war auch, daß er alles selbst machen wollte, daß er keinem recht traute und etwas Rechtes zutraute, daß er alle kommandieren wollte und dabei selbst der Knecht einer Pflichtidee war, daß geniale Anlagen gepaart waren mit Zweifeln an sich selbst, und daß eine fast unheimliche Menschenkenntnis Hand in Hand ging mit einem Mangel an Menschenliebe. Von ihm selbst gilt im weiten Maße,

was er einmal von dem Deutschen im allgemeinen gesagt hat, dieser hätte einen „Überschuß an männlicher Selbständigkeit, welcher den einzelnen veranlaßt, sich mehr auf die eigene Kraft zu verlassen als auf die Gesamtheit“. Dieses unsoziale Fühlen und Wollen, das zum Autokratismus neigt, ist wirklich deutsch, aber es ist noch mehr preußisch, und es war vor allem ganz Bismärckisch.

Seltsam ist dann das Ende dieses bedeutenden Lebens gewesen. Nach der Entlassung wird der Mensch wieder psychologisch in einigen Zügen merkwürdig. Durch den Konflikt mit Wilhelm dem Zweiten kam Bismarck zugleich in einen Konflikt mit dem dynastischen Prinzip, mit der „gottgewollten Ordnung“, der er doch sein Leben geweiht hatte. Und da zeigte es sich nun, daß er doch weniger das Prinzip als vielmehr die persönlich geliebte Gestalt Wilhelms des Ersten, die seine Lebensarbeit ermöglicht hatte, gemeint hat. Sonst hätte er auch die Art Wilhelms des Zweiten als Fügung des Gottesgnadentums geduldig hinnehmen müssen. Er hat immer in den Formen des Monarchisten opponiert, aber er hat in Wahrheit der Monarchie ebensowohl wie der Individualität des jungen Kaisers opponiert. Beides war gar nicht zu trennen, wenn man bedenkt, wie Bismarck zeit lebens empfunden hat. Man sagt, er hätte nur an sein Werk gedacht, hätte ihm zuliebe so heftig Widerstand geleistet. Das ist natürlich. Aber er hat ebensowohl aus dem einfach menschlichen Gefühl heraus opponiert, daß er, der ungemein Tüchtige, einem ganz Untüchtigen weichen müsse. Seine Opposition war mittelbar eine Kritik des dynastischen Prinzips. Auch hier ist Bismarcks Stellung nicht klar, sie ist

nicht ganz herrschend und nicht rein dienend, sie ist ein Gemisch von beidem. Man möchte wünschen, daß der Fortgewiesene sich entweder stumm gefügt oder daß er mit allen Mitteln, auch mit den äußersten, den Kampf gegen den Kaiser aufgenommen hätte. Auf die Gefahr hin, die Struktur des eigenen Werkes zu schädigen. Statt dessen hat er mit Reden, Interviews und Zeitungsartikeln gekämpft, mit Mitteln also, die er früher verachtet und hart verfolgt hatte, wenn sie sich gegen seine Politik wandten. Freilich ist in dieser Inkonsequenz insofern Folgerichtigkeit, als Bismarck eigentlich zeitlebens immer getan hat, was er nicht lassen konnte, und als er es hinterher dann mittels eines Prinzips gerechtfertigt hat. Die Psychologie des zornigen Greises weist zurück auf die des ehrgeizigen jungen Mannes. Dieser nahm Grundsätze in Anspruch, als er sie für seine Tatkraft brauchte, und jener ließ sie aus ebenso subjektiven Ursachen wieder fahren. Darum wird die Gestalt durch das merkwürdige Schicksal, das sie am Ende eines so bedeutenden Lebens getroffen hat, nicht eigentlich tragisch. Sie hat ergreifende menschliche Züge, in mancher Situation aber wirkt sie auch peinlich. In dem Augenblick, wo sie an innerer Würde hätte gewinnen müssen, hat sie daran eingebüßt. Das Menschliche tritt offener hervor, naiver, aber nicht größer. Und selbst der Greis weiß, soviel Kluges er auch für den Tag anzumerken hat, der Nation etwas Bleibendes nicht zu sagen, obwohl seine Lage ihn herausfordert zu einem drohenden Prophetentum. Er ist dem neuen Kaiser als Gegner äußerst unbequem geworden, niemals aber als Feind gefährlich. Und doch wäre es, wie sich jetzt gezeigt hat, für Deutsch-

land ein Segen gewesen, wenn er in den neunziger Jahren eine Krisis heraufbeschworen hätte. Dazu aber wäre nötig gewesen einzusehen, daß seine Politik an sich für Deutschland gefährlich gewesen ist – trotz der unerhörten Erfolge oder eben wegen dieser allzugroßen Erfolge –, und daß Wilhelm der Zweite eigentlich nichts tat, als Bismarcks Politik ad absurdum zu führen.

Es haben sich nach 1890 um den opponierenden Bismarck die besten Deutschen geschart: die Deutschen, die von ferne schon den Zusammenbruch witterten und die in Bismarck den nahezu letzten Vertreter einer charakturvolleren Generation von Politikern, den letzten ganzen Mann und eine prachtvoll ungebrochene Natur verehrten. Was sie zu dem Greis hinzog, war ein guter Instinkt: der Instinkt für eine wesentliche Menschlichkeit, für einen sachlich arbeitenden Verstand großen Stils und für einen festgefühten, mit sich selber in Übereinstimmung lebenden Charakter. Was sie zu dem alten Bismarck zog, war dasselbe, was sie das alte Deutschland Wilhelms des Ersten lieben ließ, es war die zum Teil bewußt, zum Teil auch unbewußt empfundene Überlegenheit eines bestimmten Menschentypus, der in all seiner eigensinnig hartnäckigen Ehrenfestigkeit von einer neuen Zeit zerstört worden war. Es ist hier nur ein Punkt im Wesen Bismarcks betrachtet worden, um nachzuweisen, daß es gefährlich wäre, diesen Staatsmann zum Nationalheiligen zu machen und, wie es oft geschieht, seinen Namen in einem Atem mit Luthers und Goethes Namen zu nennen. Ist man sich hierüber aber klar, einigt man sich über die Bedingtheit Bismarcks, so könnte gleich auch ein Buch

geschrieben werden, in dem alle seine Vorzüge, seine Talente und großen Charaktereigenschaften aufgezählt werden. Sieht man vom Letzten und sittlich Entscheidenden ab, so mag man nicht leicht aufhören, die Anlagen, die Selbsterziehung, die charaktervolle Männlichkeit und die aus alledem hervorgehenden Taten zu rühmen. Es gibt keinen deutschen Staatsmann von glänzenderem Verstand und von stärkerer Energie, und es lassen sich die Züge häufen, die beides erweisen. Das aber wäre ein anderes Buch; oder es wäre der Teil eines weiter gefaßten Buches. Die hier gestellte Aufgabe wäre damit überschritten, es wäre ein entscheidender Schritt getan zu einer Gesamtbiographie. Was hier betrachtet werden sollte, ist die Frage, warum der wahrhaft königliche Verstand nicht zu einer Vernunft im höchsten Sinne geworden ist, warum sich die bedeutende Moralität nicht zu einer Ethik mit Weltgeltung erweitern konnte, warum dem Verstand sowohl wie der Moral, anders ausgedrückt, jene Phantasie gefehlt hat, die das ganz Dauernde wirkt und die ewige Aktualität hat. Es war der Frage eine Antwort zu suchen, warum wir uns in der dunkelsten Stunde deutscher Geschichte nicht vertraulich an den Gründer des Deutschen Kaiserreichs um Rat wenden können, warum uns aus seinem Munde, in dem doch so viel politische Weisheit war, keine Antwort kommt, wenn wir zweifelnd, und in Augenblicken fast verzweifelnd, fragen: was sollen wir tun?

---

